

Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde.

Organ

der

Gesellschaft für jüdische Volkskunde in Hamburg

und der

Gesellschaft für Sammlung und Konservierung
von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums in Wien.

Heft XXXII.

Jahrg. 1909, Heft 4.

Die Gründung der Wiener Chewra-Kadischa im Jahre 1763.

Von Dr. B. Wachstein.

Für die Erforschung des inneren jüdischen Lebens in Wien fehlen für alle Perioden jene inneren Zeugnisse, die allein imstande sind, uns ein lebensvolles Bild von der gemüthlichen Verfassung und dem seelischen Gehaben der jüdischen Bevölkerung zu vermitteln. Mögen die Nachrichten aus anderen Quellen wie immer fließen, sie können diesen Mangel nicht ersetzen. Eindrucksfähige Berichte von Tatsachen und Ereignissen vermögen wohl in uns die Vorstellungen von Empfindungen zu erzeugen, die bei uns in ähnlicher Lage wachgerufen wären, keineswegs spiegeln sie in zureichender Weise das Leben der Betroffenen selbst ab. Es ist nicht nur interessant, ein Stück abgeschlossenes Leben im Geiste nochmals zu erleben, sondern es ist auch vom Standpunkte der Erforschung menschlicher Lebensbedingungen überhaupt reizvoll zuzusehen, wie eine unter die denkbar widrigsten Lebensumstände gesetzte Menschenklasse es durch eine außerordentlich geschulte Energie versteht, ihr Leben diesen Bedingungen anzupassen, auf einem unter ihren Füßen wankenden Boden ihre Behausungen aufzurichten, hier aber die Begriffe von Ehre, die man ihnen von außen aberkannte, von innen heraus bis zum äußersten zu steigern. Die Traumartigkeit dieser Welt war eine gangbare Vorstellung in ihrem Diasporaschrifttum und das Leben sorgte auch dafür, daß dies kein theologischer Gedanke blieb. Das Verweilendürfen an einem Ort für eine nur kurze Zeit war oft mit den schwersten Opfern erkaufte. Der Augenblick hatte jedoch für sie einen anderen Wert. Was als Zwischenzeit an uns in unbewußtem Zustande vorbeifließt, war für sie Gegenwart in des Wortes wahrer Bedeu-

tung. Kraft der in ihnen lebenden Hoffnung verstanden sie es, das was wir als Provisorien im Leben empfinden, in ein Definitivum innerlich umzuwandeln. Ein Stück dieses Lebens übergeht auf uns bei der Lektüre der Beschlüsse und Verordnungen solcher jüdischen Vereinigungen ohne Grund, ohne Eigentum, ohne Sicherheit. Man glaubt es kaum, daß die „Häupter Israels mit ihren Königen — Rabbinern — an der Spitze“, die wir in diesen Verordnungen in legislatorischer Tätigkeit sehen, selbst in einem vollständig rechtlosen Zustande lebten.

Wie anders erscheint der Hofjude, Hoffaktor, Kammeragent und mit ähnlichen kurzfristigen Titeln versehene Jude — der Titel dauert nur so lange, als der Besitzer Geld oder Kredit hat — in Prozeßakten oder ähnlichen Berichten, wo wir ihn als Kämpfer im Leben sehen, oft als wagehalsigen Spieler, der alles auf eine Karte setzt, es infolge der Zeitumstände setzen muß, wie anders in den intimen Dokumenten, wo der pomphaft europäisierte Name sich in den „demütigen, kleinen“ N., Sohn des N. aus dem Stamme N. verwandelt. Die Nichtbesitzenden, deren keine Erwähnung geschieht, oder die als „Gesindel“ in den Ausweisungsdekreten figurieren, lernen wir oft als eigentliche Säulen der Judenheit kennen. Für Wien fehlen uns leider derartige Urkunden — Gemeindegesetzungen, Testamente, öffentliche Rabbinatsbeschlüsse, Briefe, jüdische Grundbücher, Privaturkunden —, die in anderen Gemeinden mehr oder weniger sich erhalten haben. Wenn auch von etwaigen Wiener Urkunden keine besondere Originalität erwartet werden kann, wie überhaupt alle diese bekannt gewordenen Zeugnisse jüdischen Lebens auf allgemeine Gesetze zurückgeführt werden können, so darf doch nicht aus dem Auge gelassen werden, daß die Bewohner der kaiserlichen Residenz immerhin eine ganz exponierte Stellung hatten. Dokumente der Wiener Judenschaft wären deshalb mehr als von ortsgeschichtlichem Interesse. Jedes durch Zufall verstreute und ans Licht gekommene Blättchen muß unter diesen Umständen freudig begrüßt werden.

Durch einen glücklichen Zufall sind wir jetzt in der Lage, mit der Gründung einer jüdischen Organisation im Jahre 1763, ihren Satzungen und dem Verlauf innerhalb der ersten Dezennien ihres Bestandes bekannt zu werden. Dank der Neuordnung des Archivs der jüdischen Gemeinde in Wien kam durch die Bemühung des Archivars Herrn Sigmund Husserl das einmal schon verloren gegangene und durch den Vorsteher Löw Engel in den zwanziger Jahren erworbene Originalstatut¹⁾ der im Jahre 1763 gegründeten

¹⁾ Die eigentlichen Statuten sind in jüdisch-deutscher mit hebräischen Redensarten untermengter Sprache, die drei ersten Protokolle in einem korrekten Rabb.-Hebräisch, das letzte Protokoll in einem leidlichen Deutsch abgefaßt. Die Einleitung ist ebenfalls hebräisch in Reimen. Je drei oder vier Reime drücken einen abgeschlossenen Gedanken aus. Für die Benutzung der Handschrift sei an dieser Stelle Herrn Wilhelm Freistadt, dem verdienten Leiter des Friedhofsamtes der jüdischen Gemeinde und Sekretär der Chewra-Kadischea in Wien, mein verbindlichster Dank ausgesprochen.

Chewra-Kadischa zum Vorschein. Welches Verhältnis zwischen dieser von Jünglingen der besten Gesellschaft gegründeten frommen Bruderschaft und einer etwa zu gleicher oder in früherer Zeit bestandenen Chewra geherrscht haben mag, ist aus dem Dokumente selbst nicht zu entnehmen. Daß dies nicht die erste Chewra-Kadischa nach der Rückkehr der Juden seit der 1670er Vertreibung war, geht aus anderen Quellen hervor. In einem Verlassenschaftsakt aus dem Jahre 1732 (Archiv des Landesgerichts Wien, Verlassenschaftsabhandlungen des Oberhofmarschallamts Nr. 3696) lernen wir Wolf Wertheimer ausdrücklich als Richter der Judenzach (l. Judenzech) kennen. Ebenso wissen wir, daß Emanuel Oppenheimer in einer noch früheren Zeit — 1691 — Vorsteher der Chewra-Kadischa war (vgl. Josef Isachar Beer ש"ס ש"ק, Vorwort). An eine Konkurrenzorganisation, wie der in Dresden 1788 entstandene Verein der „Unverheirateten“ (vgl. Lehmann, Zur Geschichte der Juden in Dresden S. 18ff.), möchte ich trotz des Passus in der Einleitung, „es möchten die Verheirateten den Ledigen folgen und auch unter die Mitglieder treten“, nicht glauben. Es scheint, daß mit dem Niedergange der großen jüdischen Kapitalien in Wien die alte Organisation allmählich eingeschlafen ist. Auch manche charakteristischen Lobpreisungen in den Grabschriften dieser Zeit lassen darauf schließen, daß ein solcher oder solche Vereine in latentem Zustande bestanden haben müssen. Wie dem auch sei, das scheint festzustehen, daß zur Zeit der Gründung kein in voller Tätigkeit bestandene Verein mit diesen Zielen existiert hat. Es ist nicht ohne Interesse, daß diese Gründung gerade zu einer Zeit erfolgt, wo bald die Judenordnung Maria Theresias erflossen ist.

Das Ziel, das sich in der Regel derartige Gesellschaften setzten, ist die Befestigung der drei Säulen — Studium der Lehre, Gottesdienst, Wohltätigkeit —, auf denen die Welt nach den Sprüchen der Väter ruht. Besonders die Wohltätigkeit erfuhr in diesen Bruderschaften, namentlich die darunter begriffene Krankenpflege und Totenbestattung die weitgehendste Berücksichtigung. Auch in unserem Statut ist von diesen Säulen die Rede (§ 21). In der Einleitung aber werden fünf Punkte angeführt, denen obzuliegen die Gründer feierlich beschließen: 1. Studium der Thora durch Anhören von Vorträgen am Samstag; 2. an verschämte heimische und auch an auswärtige Arme Unterstützungen zu verabreichen; 3. arme Bräute auszuheiraten; 4. Arme zu bekleiden; 5. Kranken durch persönlichen Besuch Teilnahme zu bezeugen, durch erfahrene Ärzte sie behandeln zu lassen und ihnen Medikamente zu verabreichen, für ihre Genesung fromme Leute beten zu lassen und endlich im Todesfalle durch Kadischgebet, Mischnajotlernen, Anzünden eines Lichtes für ihr Seelenheil zu sorgen.

Um nun diese Punkte in feste Satzungen zu bringen, übertrugen die Gründer die Ausarbeitung eines Organisationsstatuts an die zu diesem Zwecke gewählten Deputierten (בכ"ל הקהילה) David b. Josef Josel Wertheimer (über diese und die nachfolgenden Personen

s. Personenverzeichnis), Koppel Jaffe = d. i. Schlesinger und Meir Schiff. Diese unterbreiteten am Montag, den 17. Cheschwan = 24. Oktober 1763, ein aus 39 Paragraphen bestehendes Statut, das außer von ihnen noch von 44 Mitgliedern unterschrieben wurde.

Die Organisation ist eine sehr einfache. Die Verwaltung besteht aus einem ersten und zweiten Vorsteher (גבאי ראשון, גבאי שני), einem Rechnungsführer (ריאז חשבון) und den zwei Deputierten. Diese fünf Würdenträger werden jedes Jahr und zwar unmittelbar vor dem Wochenfeste durch fünf ausgeloste Wahlmänner (ביוורים) gewählt. Der Wahlakt geht in folgender Weise vor sich: Jeder Wahlmann schreibt in einem ganz separierten Raum auf einen Zettel die Namen der beiden Vorsteher, des Rechnungsführers und der beiden Deputierten auf. Nach vollzogener Handlung überreichen sie ihre Zettel einem vom abtretenden Vorstände ad hoc ernannten gelehrten Manne, der das Skrutinium vornimmt. Für den Fall, daß ein Kandidat nur eine Stimme erhält, ist in der Weise vorher Sorge getragen, daß gleichzeitig mit den fünf Wahlmännern ein Ersatzmann (גבאי) ausgelost wird, der nun durch seine Stimme die Entscheidung trifft, selbstredend kann er ebensowenig wie in der Stichwahl unserer Zeit einen neuen Kandidaten vorschlagen.

Von den fünf abtretenden Mitgliedern der Verwaltung sind zwei wiederum wählbar. Wie fast in allen bekannt gewordenen Gemeinde- und Korporationssatzungen (auch um diese Zeit nicht gerade nur in jüdischen Satzungen; vgl. z. B. Weckebrod, Sammlung usw. S. 133, Nr. 361, 394, 496), so bildet auch hier die Blutsverwandtschaft ein Hindernis der Wählbarkeit. Dieses Hindernis beschränkt sich jedoch hier — offenbar mit Rücksicht auf die geringen Aktiva des Vereins — nur darauf, daß die beiden Vorsteher oder die beiden Deputierten oder Vorsteher und Rechnungsführer zwei Brüder nicht sein dürfen. Aus etwaigen verheirateten Mitgliedern darf nur ein Würdenträger gewählt werden. Der glücklich gewählte Vorsteher oder Rechnungsführer hatte an die reguläre Büchse (קופה של חייב), von der noch weiter die Rede sein wird, einen Taler abzuführen. Der Deputierte quittierte seinen Dank mit einem Gulden. Die Verweigerung der Annahme einer solchen Ehrenstelle kostete wesentlich mehr. Ein solcher Verächter des Vorsteher- oder Rechnungsführeramtes hat es mit 3 fl zu büßen. Ein Deputierter konnte seiner Würde mit 2 fl entgehen.

Die fünf Gewählten haben aus ihrer Tasche einen Tag nach der Wahl ein Mahl für sämtliche Mitglieder (סעודת החברים) zu geben (für dieses Jahr wurde ausnahmsweise bestimmt, daß das Chewramahl am bald darauf folgenden Chanuka zu erfolgen hat). Auf ihr Verlangen können ihnen jedoch 2 Dukaten als Beitrag ersetzt werden. Neben diesen nichtbezahlten Würdenträgern waren im Dienste der Gesellschaft noch ein Prediger, ein Schreiber und Beglaubigter (סופר יאמין) und ein Diener (שמש) tätig. Der Vereinsrabbiner hatte jede Woche an einem von ihm festzusetzenden Tag talmudische Vorträge zu halten, die die Vereinsgenossen satzungsgemäß

frequentieren mußten. Die Mitglieder hatten außerdem an jedem Sabbath an einem von der Gesellschaft festzusetzenden Ort (öffentliches Bet- und Lehrhaus war damals in Wien verboten) gelehrte und erbauliche Vorträge anzuhören. Jede Absenz hatte eine Strafe von 18 kr an die Spendenbüchse (קופה של תרומה) zur Folge. Der Schreiber der Gesellschaft hatte nebst allen Schreibagenden im Notfall auch den Chevradiener zu vertreten. Dieser hatte die Einkassierung der Gelder zu besorgen. Die Aufnahme des Dieners, wahrscheinlich auch der anderen Funktionäre geschah in einer Vollversammlung nach Stimmenmehrheit.

Wir haben bisher gelegentlich gesehen, wie durch die Würden, durch die Renitenz und Fahrlässigkeiten die Kasse Zufluß erhielt. Die Haupteinnahmen werden wohl die ordentlichen Beiträge ausgemacht haben, zu denen sich jedes Mitglied bei der Aufnahme auf je einem ihm zugewiesenen Blatte des Aufnahmebuches (פנקס של הכנסה) mit eigener Handschrift verpflichtet hat. (Dieses Einnahmebuch hatte auch sonst eine allgemeine Verpflichtungsformel alle Satzungen der Gesellschaft unentwegt zu halten.) Die vom Gemeindediener allwöchentlich einkassierten Beträge wurden dem ersten Vorsteher, bei dem die reguläre Büchse in Verwahrung war, überantwortet. Der Rechnungsführer hatte die Einnahmen und Ausgaben zu notieren, der Schlüssel zur Kasse befand sich beim zweiten Vorsteher. Alle 14 Tage mußte eine Sitzung der fünf Würdenträger stattfinden, in welcher die Gelder eingelegt wurden. An jedem Rüsttag zum Neumond waren zwei nichtverheiratete ausgestellte Mitglieder verpflichtet, mit der Spendenbüchse in der Hand die Vereinsgenossen zu besuchen. Die Spendenbüchse befand sich beim zweiten Vorsteher, den Schlüssel zu dieser hatten die Deputierten. Wenn 120 fl Bargeld in beiden Büchsen vorhanden war, so mußte dies der Rechnungsführer den Vorstehern und Deputierten anzeigen. Diese beriefen nun sechs durchs Los ausgewählte Mitglieder und ergänzten sich so zu einem 11-Kollegium¹⁾, das nun über die fruchtbringende Deponierung des Geldes bei einem Gemeindemitgliede mit Stimmenmehrheit zu entscheiden hatte. Andere Einnahmen flossen der Gesellschaft aus Verlobungen und Hochzeiten der Mitglieder zu. Diese Vergnügungen wurden mit je $1\frac{3}{4}$ fl besteuert.

Ebenso erwies sich das sogenannte Hänselgeld²⁾ bei Hochzeiten als eine einträgliche Einnahmequelle. Dafür aber hatte die

¹⁾ Über eine Körperschaft von 11 Personen vgl. Gemeindebuch Posen, Monatsschr. 1864, S. 422.

²⁾ Hänseln, jemand unter gewissen Feierlichkeiten in eine geschlossene Gesellschaft aufnehmen. Da diese Zeremonien vielfach etwas komisches an sich trugen, wird hänseln auch im Sinne von foppen, zum besten haben, gebräuchlich. So das Grimmsche Wörterbuch. Kluge in seinem etymologischen Wörterbuch nimmt für jedes dieser beiden hänseln verschiedene Herkunft an: für das erste von Hanse, Vereinigung, Genossenschaft, das zweite von jemand zum Hans-Narren haben, vgl. Hansnarr usw. Das Hänseln war namentlich

Gesellschaft für ein standesgemäßes Hochzeitsgeschenk zu sorgen. An den drei Festen Pessach, Schabuot und Sukkoth hatte jedes Mitglied 18 kr an die reguläre Büchse und einen beliebigen Betrag an die Spendenbüchse abzuliefern. Neu eintretende Mitglieder, über deren Aufnahme ein ad hoc zusammenberufenes Kollegium mit Stimmenmehrheit entscheidet, zahlen $18\frac{1}{2}$ fl, in Wien Ansässige genießen den Vorzug, nur $18\frac{1}{4}$ zu zahlen. Ebenso erfreut sich ein Ehemann des Rechtes, nur 6 fl ($18\frac{1}{3}$) als Einkaufsgeld zu entrichten. Alle Beträge, die verpflichteten und freiwilligen, müssen gegen sonstigen Ausschluß aus der Gesellschaft und Übergehung beim gemeinsamen Chewramahl vor der Erneuerung der Wahlen abgeliefert werden.

Für die Befestigung der zweiten Säule, der Aboda, konnten die wackeren Jünglinge in Wien, „wo es nicht möglich ist in einer Versammlung zu beten und Gott gehörig zu dienen“, nicht viel tun. Sie begnügten sich deshalb an jedem Rüsttag zum Neumond sechs unverheiratete Mitglieder fasten zu lassen.

Für Brautausstattung mußte jährlich mindestens 50 fl ausgegeben werden; jede Braut mußte den Mindestbetrag von $18\frac{1}{2}$ bekommen. In berücksichtigungswerten Fällen konnte ein 11-Kollegium die Summe vermehren, wenn die Braut von guter Familie oder gar die Tochter eines gelehrten Mannes war.

Sitte in der Genossenschaft der Fuhrleute, bei Handwerksburschen, Schiffern, Reisenden. Ferner bei der Depositio der Studenten, überhaupt wo jemand bei irgend einer Gelegenheit ein Neuling war. So verbietet eine Bayreuther Verordnung von 1738 solche, die das erstemal Gevatter standen, zu hänseln. Am Rhein wird eine junge Frau, wenn sie zum erstenmal einem Kindtauschmause beiwohnt, gehänselt usw. In Hessen und anderswo wird der Bauherr, wenn er den Bauplatz zum erstenmal betritt, mit einem Bande „angebunden“ oder „gehänselt“ und muß sich durch ein Geschenk lösen. Die Schaj Tekanot von 1651 verbieten bei 2 fl Strafe auf Märkten „Hänselgeld“ zu nehmen (ohne weitere Erklärung). Nehem. Brüll, Zur Gesch. d. Juden in Mähren in Wertheimers Jahrb. f. 5628, S. 217. Dieses Verbot kehrt in der General-Polizeiverordnung von 1754 wieder. Müller, Beiträge zur Gesch. der mährischen Judenschaft S. 95. In Thüringen werden jungen Eheleuten, wenn sie zum erstenmal auf einer Hochzeit sind, Schuhe und Stiefel ausgezogen, die sie dann auslösen müssen. Ebenso bei Mainz der Braut ein Schuh, den die Brautführerinnen ersteigern müssen. Im Fränkisch-Hennebergischen wird die Braut von einem als Handelsjuden Verkleideten für den Bräutigam gekauft und mit einem Sack voll Scherben, die Geld vorstellen, bezahlt, worauf ihr die Frauenhaube aufgesetzt wird. Die jungen Ehemänner suchen dabei den Frauen oder der Braut einen Schuh zu entwenden, der durch vier eigens gebackene „Hänselkuchen“ und Wein eingelöst wird. Spieß, Volkstümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen S. 128f.

Ein ähnliches Hänseln der Brautleute scheinen also die Juden bei der Hochzeit geübt zu haben. (Diese Note verdanke ich Herrn Dr. Alfred Landau in Wien.)

Fortsetzung folgt.

Wölwel Zbaražer,

der fahrende Sänger des galizisch-jüdischen Humanismus.

Von Prof. Dr. M. Weißberg.

(Schluß.)

Wunderbar ist es nun, wie es der Dichter versteht, mit wenigen Strichen jede einzelne Gestalt jener heiligen Schar mit allen ihr eigentümlichen Attributen hinzuzaubern. Allen voran kommt stolz einhergeschritten der Rabbiner, den Religionskodex Jore-deah¹⁾ in der Rechten, ein breites vergnügtes Lächeln verklärt sein Gesicht, die feine, weiche Hand kräuselt fortwährend die Seitenlocken oder streichelt den ehrwürdigen Bart. Darauf kommt der Chasan, kokett den Daumen an der Gurgel. Unweit bleibt einer stehen, mit einer großen Laterne. Es ist das der Schames,²⁾ welcher Morgen und Abend in der Dämmerung die Andächtigen zur Synagoge ruft. Der Schochet kommt mit dem scharfen Chalef,³⁾ den halben Kaftan „versteckt“. Auch der Mohel⁴⁾ läßt nicht lange auf sich warten. Dort steht gar einer ganz nackt, mit Vergebung ohne „Tachtonim“⁵⁾. Zuletzt kommt des Rebbe's Chassid gesprungen, in einer vielschwänzigen Sabbatmütze (Stramel)⁶⁾, in zerrissenem Kaftan mit Häkeln.

Du kümmt der Ruw mit dem Jore-deah,
 Ün quellt vor groiss Hanueh,⁷⁾
 Ün kraselt sich bei der Peah,⁸⁾
 Ün glätt die Burt, die grue —

Bald kümmt der Chasan auch zü gein,
 Mit dem groben Finger beim Gorgel —

Dort blabt einer vün waten stein,
 Mit a groissen Lamteren —

Du kümmt der Schoichet nit dem Messer,
 Versteckt a halben Kaftan —

Du kümmt zü gein auch der Mohel,
 Ün sugt er is a groisse Brie⁹⁾ —

Du blabt einer nackt stehen,
 Uhn Tachtonim mehile¹⁰⁾ —

Du kümmt einer gech zu fliehen
 Mit a Strammel mit viel Spitzlech —

¹⁾ Heb. Lehrer des Wissenswerten. — ²⁾ hebr. Schuldner. — ³⁾ hebr. Schlachtmesser. — ⁴⁾ hebr. der die rituelle Beschneidung vornimmt. — ⁵⁾ hebr. Unterhosen. — ⁶⁾ Kopfbedeckung der polnischen Juden für Feier- und Samstage. — ⁷⁾ Wohlgefallen. — ⁸⁾ Seitenlocke. — ⁹⁾ hebr. Respektperson, Genie. — ¹⁰⁾ hebr. Um Vergebung.

Der Rabbiner hat Gottesfurcht gepredigt, die Wunder der Thora demonstriert. Dafür ist bloßes, armseliges Paradies zu wenig. Er fordert nicht mehr, nicht weniger als seine 310 Welten. Der Chasan hat jahraus, jahrein mit orgelheller Stimme vorgebetet und aus der Thora „vorgeleint“. Auch er fordert genau 310 Welten. Der Schames hat die „Schül“ sauber gehalten, den „Oilem“¹⁾ zu Selichot²⁾ geweckt, zu Trauungen und Beschneidungen eingeladen, ist dabei immer in zerlumpten Kleidern einhergegangen und hat Mangel gelitten. Auch er verlangt sein Recht. Der Schochet hat mit großer Geschicklichkeit und peinlicher Minutiosität die weitläufigen Agenden des Schächtens erledigt und noch immer Zeit gefunden, sich von der Synagoge einen frommen Oirech³⁾ zu holen. 310 Welten sind für solche Verdienste eine minimale Belohnung! Der Mohel ist geradezu ein Genie — a wilde Brie —. Schneiden, Saugen, Reißen, Segensprechen — bei armen Leuten sogar ohne Gehilfen — alles das macht er in einem Atem. Auch er besteht auf seinem Schein! Der da in der Ecke nackt steht, tut es nicht. Gott behüte vor Ausgelassenheit, demütig gesteht er, daß er aller Mizwoth — Verdienste — bar, aber er wolle in seinem Adamskostüme ad oculos demonstrieren, er sei ein Jude. Auch ihm ist das Ganeden zu wenig, er will 310 Welten! Zeichnet sich aber jeder der bisher Genannten bloß durch eine einzige Gruppe religiös-ritueller Pflichten aus, so ist der zuletzt Hinzugekommene geradezu ein Rothschild an passiven und aktiven Beziehungen zum rituellen Religionsgesetze. Schon sein Äußeres, höchst selbstbewußtes Auftreten, sein ganzer Habitus weisen darauf hin, daß wir es mit einer lebendigen Illustration der krassen Veräußerlichung des Rituals zu tun haben, die in gewissen Kreisen den edlen Kern der Religion überwuchert.

Er loift ün springt wie a Zap⁴⁾
 Ün schreit: Schkuzim⁵⁾, machts mir Platz!
 Ün singt sich zü auch a Kap⁶⁾
 Ün tüt beim Bärdel sich a Kratz.

Auf dem Haupte trägt diese wunderlichste, aber lebendigste aller symbolischen Persönlichkeiten eine vielschwänzige Sabbatmütze — das Stramel. Auf dem Oberfutter prangt ein Osterbrot par excellence — Mazza-schmire. An den Stramelspitzen hängen Chanuckalichter, auf der Nase thront eine Mesusa. An den Peosflechten baumeln Arba-kosos⁷⁾, auf der Stirne ruhen zwei Paar Tfilin⁸⁾, auf der Zunge ein mächtiger Schofar⁹⁾, im Munde „von

¹⁾ Hebr. Publikum. — ²⁾ Bußgebete, die u. a. in früher Morgendämmerung einige Tage vor Neujahr in der Synagoge vorgetragen werden. — ³⁾ hebr. Gast. — ⁴⁾ poln. Widder. — ⁵⁾ hebr. Ungeziefer. — ⁶⁾ slav. ein bischen. — ⁷⁾ hebr. die vier vollen an den beiden ersten Pesachabenden zu leerenden Weinbecher. — ⁸⁾ hebr. zwei Lederkapseln, in deren Innern auf kleinen Pergamentstreifen geschriebene bedeutungsvolle Bibelstellen sich befinden. Sie werden mittels Riemen während des Morgengebetes an Wochentagen an dem linken Arm und auf der Stirne befestigt. — ⁹⁾ hebr. Widderhorn.



Wölwel Zbarazer

Kiddusch¹⁾ und Hawdoloh²⁾ der heilige Trünk“. An dem Bärtchen der Heldenfigur finden wir in brüderlicher Einigkeit die wichtigsten Ingredienzien des Versöhnungs- und Laubbüttenfestes: brennende Jom-kippurkerzen, ein Bündchen S'chach³⁾, den bekannten Feststrauß und eine Hoschana. Den Hals des holden Wesens schmückt ein Schebuotröslein⁴⁾; der Heldenarm schwingt sämtliche rituelle Kinderspielzeug für Purim, Simchat-Thora und Lagbomer: Grager, Fahne, „Feil ün Boigen“, sowie auch das Schlachtthier für den Versöhnungstag: die Kapure⁵⁾. Auch die Schebnot-Krapfen, die Pesach-Knödel, die Honig-Moitze⁶⁾ und das Chanuckatredelr fehlen nicht. Die mit Blut von einer Mzizah⁷⁾ beschmierten Lippen, die Chalizahschuhe⁸⁾, der Tales-Koton⁹⁾, das „Ei mit Asche“¹⁰⁾ und der Simchas-Thora-Krapfen vervollständigen den grotesken Aufzug des symbolischen Wesens, welches im vollen Bewußtsein seiner ungeheuren Würde nicht etwa 310, sondern Millionen, Millionen von Welten fordert, und — so schließt Wölwel seine Satire —

Ün Gott betracht die heilige Zireh¹¹⁾,
Mit der ganzer Kite¹²⁾
Efscher füzig Tausend Ihre¹³⁾,
Kümmen mit ein Bitte.
Ün er zieht auf mit der Pleize¹⁴⁾
Ün halt kaum aus dus Lachen
Ün gefind gur nischt kein Eize¹⁵⁾,
Wus er soll mit sei machen.
Wie kenn ich, sugt er, euch vergelten,
Chotsch¹⁶⁾ ich bin der großer Gott,
Wie soll ich nehmen asoi viel Welten?
Ün is araus bankrot.

Dem armen milden Gott ist also angesichts der übertriebenen Wertung ihrer unfruchtbaren Verdienste seitens seiner Juden, nichts übriggeblieben, als Bankerott anzusagen. Mit lachendem Munde zeigt uns Wölwel nicht etwa nur den Bankerott des milden Ghetto-

¹⁾ hebr. der Einsegnungstrunk am Sabbatbeginn. — ²⁾ hebr. der heilige Abschiedstrunk am Ende des Sabbat. — ³⁾ hebr. Nadelholzreiser zur Bedeckung der Laubhütte. — ⁴⁾ Am Wochenfeste kleben die osteuropäischen Juden an die Fensterscheiben verschiedene, flach ausgeschnittene Papierröslein. — ⁵⁾ Jüdisch-rituelles Spielzeug: am Purim („Loosfest“) der „Grager“ — die Hamanklapper, mit welcher die Jugend des Ghetto einen Höllenlärm hervorruft, so oft in der Synagoge während des Lesens des Buches „Esther“ der Name „Haman“ erwähnt wird. Am Thora-Freudenfeste (Simchas-Thora) tragen die Kinder Papierfahnen mit schön ausgeschrittenen Arabesken. Zum Andenken an die jüdisch-römischen Kämpfe verfertigt sich die Jugend des osteuropäischen Ghetto am Halbfeste Lagbomer „Pfeil und Bogen“. Der Versöhnungstag wird dort durch das Schlachten eines Hahns oder einer Henne eingeleitet. — ⁶⁾ Am Neujahr, Versöhnungstag und Laubbüttenfeste werden Weißbrotstücke — Moize —, über welche der Segen gesprochen wird, in Honig getaucht und den Hausgenossen verabreicht. — ⁷⁾ hebr. Aussaugen des Blutes bei der Beschneidung. — ⁸⁾ Vgl. Jewish Encycl. s. v. — ⁹⁾ hebr. kleiner Betmantel, wird über dem Hemde getragen. — ¹⁰⁾ Die Leidtragenden genießen nach der Rückkehr vom Begräbnisse als Zeichen der Trauer ein Ei mit Asche. — ¹¹⁾ Gestalt. — ¹²⁾ Gesellschaft. — ¹³⁾ Leute. — ¹⁴⁾ Rücken. — ¹⁵⁾ Rat. — ¹⁶⁾ poln. wiewohl.

gottes, sondern auch den Bankerott aller äußerlichen Werkheiligkeit, den Bankerott eines jeden Kultus, welcher nicht von innerer, echter Überzeugung getragen wird. In technischer Beziehung ist im ganzen Poem überhaupt in der letzten Figur Wölwel das Geraten, was noch keinem anderen Dichter gelungen ist: ein trockenes, langweiliges Symbol in einer Reihe von lebenssprühenden, wenn auch karrikierten Figuren darzustellen. Daß in der letzten Figur eine erdrückend große Anzahl von Einzeltaten angehäuft wird, beeinträchtigt für die mit den Umständen bekannten osteuropäischen Juden die Komik der Situation nicht im mindesten, sondern erhöht noch die Wirkung.

IV.

Aber Wölwel ist nicht nur Meister der sanften lächelnden Satire, sondern auch der wuchtig dreinhauenden, der strafenden. Zeugnis davon legen ab sein Werkchen: „Makel chowlim“ und seine „Geschichte vün Galatz“, mit welcher der erste Band seines Makelnoam schließt. Wölwel führt hier vernichtende Schläge gegen alles, was er für schlecht hält: gegen die Kulturrückständigkeit der die jüdischen Massen des Ostens ausbeutenden Rabbis einerseits, gegen den am Buchstaben klebenden toten Glauben andererseits.

Am Anfange des verflossenen Jahrhunderts wurde den beiden bereits obenerwähnten, durch Lebensweise und Lebensanschauung sich unterscheidenden Zaddikimdynastien: der Tschernobler und Riziner, der Raum nebeneinander zu enge. Die gegenseitige Feindschaft artete in eine Reihe von Denunziationen aus. Ein lächerliches Mißverständnis reichte, wie nur in Rußland möglich, hin, um die Katastrophe herbeizuführen. Das Haupt der Riziner Dynastie, Reb Dowid'l, hatte einen vergoldeten Thronstuhl mit der Inschrift: Dawid, Melech Israel = Dawid, König von Israel. Die kleine Äußerlichkeit wurde zum Hochverrate aufgebauscht. Langjährige Gefangenschaft des Kronprätendenten des Ghetto und ein langwieriger Prozeß waren die nächsten Folgen. Die Dynastie ging nach Österreich in die Verbannung und schlug ihre Residenz zunächst in Sadagóra bei Czernowitz auf. Die Heerstraßen und Karczmy, die landesüblichen Wirtshäuser um Rizin, die sonst von vielen tausend Pilgern erdröhnten, verödeten. Auf eine solche Heerstraße versetzt uns eine jüdisch-deutsche Parodie der Heineschen „Zwei Grenadiere“, die einen Freund des unsterblichen Jehuda Leib Gordon zum Verfasser hat, in welcher zwei Chassidim des gefangenen Rabbi auftreten:

Zwei Chassidim senen gegangen zü Fuß
Auf Süküs¹⁾ züm Rebbi kein Rizin,
Sie hoben gewollt hören den Schmuß²⁾
Dem Rebbis mit die Uspizin³⁾.

¹⁾ Laubhüttenfest. — ²⁾ hebr. Rede. — ³⁾ aramäisch Gäste, hier: die unsichtbaren Gäste, mit welchen der Rabbi nach dem Glauben der Kabbalisten am Laubhüttenfeste Gespräche führt.

Du hoben sei unterwegs derhört
Daß es is a groß Ünglück gekümmen.
Reb Sruclie liegt nebbesch, wie a Barg in der Erd,
M'hot ihm in Festung genümmen.

Die Verbannung schlug den Friedmanns — dies der Familien-
namen der Rizinier — gut an. Sie wuchsen an Macht und An-
sehen und wurden sogar bald in der Gegend ein politischer Faktor.
Wie im alten Vaterlande, machten sie sich auch hier weniger
durch Pflege des dem Chassidismus von Hause aus eigenen guten
Kerns, weniger durch Thora und Massim-towim¹⁾, als durch luxuriösen
Aufwand bemerkbar. Aber in der heißen geistigen Atmosphäre
des Judentums reift alles schnell. Der stark entwickelte dynastische
Sinn der Familienhäupter, das in geistigem und körperlichem
Müßiggange dahinfließende Wohlleben, die Verschwendungs- und
Genußsucht mancher Rebbezin (Rabbinerfrauen) und ein auch sonst
nicht einwandsfreies Benehmen dieses Kreises — dies alles rief in
tiefer angelegten Gemütern eine Reaktion hervor. Und das Unglaub-
liche geschah. Der mittlere der drei in Sadagóra und Umgebung
residierenden Brüder, Reb Beriniu, selbst bereits weit und
breitanerkannter Zaddik, lehnte sich 1869 gegen die Haus-
ordnung auf, wollte weder Pidionos²⁾ noch Huldigungen ent-
gegennehmen und trat ganz zur Demokratie über. Ja, er er-
ließ sogar ein Manifest gegen die Chassidim und für die Haskala.
Der Dynasten und ihrer Anhänger bemeisterte sich bleicher Schrecken.
Reb Beriniu wurde, ganz nach modernem Muster, für wahnsinnig
erklärt. Er verschwand von der Bildfläche und starb bald darauf.
Die Affäre erregte ungeheures Aufsehen, sie machte ihren Weg
durch ganz Osteuropa und wurde sogar dramatisiert. Noch 1873
bildete „Der Rabbi von Sadagóra“ im Osten eines der zugkräf-
tigste Kassenstücke. Besonders ausgeschrotet wurde in diesem
Machwerke eines anonymen Autors der Gegensatz zwischen Hof
und Land, zwischen höfischem Zwange und ländlicher Einfachheit.
Und damit auch das „cherchez la femme“ nicht unberücksichtigt
bleibe, mußte die Liebe Reb Berinius zu einem schlichten, christ-
lichen Landmädchen das Hauptmotiv der Handlung — ganz in dem
Geiste der damaligen Haskala — bilden. Ungeheuren Jubel rief jene
Szene des genannten Stückes hervor, in der der ketzerische Rabbi
seinen großen Monolog auf dem großen, von hohen Bäumen um-
rahmten Hofe eines behäbigen Bauernanwesens deklamiert, das seine
Liebste birgt. Und da trat auch die Haskalaliteratur auf den
Plan, welche die willkommene Gelegenheit ergriff, dem verhaßten
Chassidismus eins am Zeuge zu ficken. Wölwel Zbaraßer behan-
delte das aktuelle Thema in seinem „Makel-chowlim“. Das Büchlein
besteht aus einer hebräisch geschriebenen Vorrede und vier Satiren
in jüdisch-deutscher Sprache mit hebräischer Übersetzung, aus

¹⁾ Hebr. gute Werke. — ²⁾ hebr. Lösegelder, die dem Zaddik über-
reichten Geldgeschenke.

denen wir das Milieu kennen lernen, in welchem der Held sich bewegt. Die Vorrede — Kol-Kore — feiert den mutigen Rabbi, daß er als unerschrockener Held in den Kampf für Wahrheit gegen die von Volksverführern gezüchtete Lüge aufgetreten sei und ihnen „die Larve des Rechtes und der Demut“ vom Gesichte gerissen habe, obgleich es seine eigenen Brüder waren. Er habe sich dadurch an die Spitze aller Wahrheitsfreunde gestellt. Die erste Satire, der Monolog „Dem Rebbins Schiguen¹⁾“ klärt uns in eigentümlichen, das Auf- und Abwogen der mannigfaltigsten Gefühle malenden Rythmen über die inneren Motive auf, welche den stolzen Dynasten bewogen haben, von seiner Sonnenhöhe hinabzusteigen. Sein Leben habe für ihn keinen Wert, weil sein väterliches Vermögen nicht ehrlich erworben sei, sondern betrügerischen Manipulationen entspringe. Er empfinde es wohl als Sünde, den eigenen Vater anzuklagen, er müsse aber die Wahrheit, die wie Höllebrand an seinem Herzen zehre, offenbaren. Man wolle ihn zum Verrückten stempeln. Sein ganzer Wahnsinn aber sei nur die Liebe zur Wahrheit und zum Volke. Er beneide den ärmsten Lastträger, welcher ehrlich sein Brot verdiene. Wären es wenigstens nur die Reichen, welche das Geld hergeben. Aber nein, es sind gerade die Ärmsten, von welchen das Rieseneinkommen der Wundertäter stamme.

Der nebbich verkoift vün dem Wab a Kleid
 Ün der nebbech verkoift dem Talles²⁾
 Ün loift in Schnei ün Regen
 Ün mit a groiße Kawune³⁾
 Ün brengt sein Vermögen
 Dem Rabbi a Matune⁴⁾ —

Überhaupt seien Egoismus und Herzlosigkeit die Hauptkennzeichen der Sadagórer Dynasten.

Hoben sei Rachmunes⁵⁾
 Auf Menschen in der größter Noit?
 Jesoimim ün Almunes⁶⁾ —
 Giben sei den a Stückel Broit?
 Wer es hot lieb zü nehmen hot fand zü geben —

Er wolle also nach Gottes Plan als Gottesgeißel ihre sämtlichen Praktiken aufdecken.

Auf die Beichte des Helden folgen die Wehklagen der durch die Ketzerei des Rabbi verwaisten und betrübten Chassidim — „Die Sadagórer Chassidims Kinis“. Selbstverständlich stellen sie sich das betrübende Ereignis von einem anderen Standpunkte aus vor, als ihr abtrünniger Meister. Der Klagechor der Sadagórer Chassidim beginnt mit der Aufforderung, schwarze Trauerkleider anzulegen, auf Bart und Locken sich Asche zu streuen und Klagen anzustimmen über die Gottesstrafe — den Wahnsinn —, der über den

¹⁾ hebr. Wahnsinn. — ²⁾ Hebr. Gebetmantel. — ³⁾ hebr. Andacht. — ⁴⁾ hebr. Geschenk. — ⁵⁾ hebr. Erbarmen. — ⁶⁾ hebr. Waisen und Witwen.

Gottesknecht, Reb Beriniu, verhängt wurde. Das Ganze sei offenbar Teufelsspek, sonst wäre es unverständlich, wie er so schnell das Deutschsprechen und Trefeessen bei Dr. Reitmann, dem damaligen Stadtarzt in Sadagóra, habe erlernen können. Freilich behaupten die bösen Apikorsim, weder Richis¹⁾ noch Scheidim²⁾ seien hier im Spiel gewesen, es sei vielmehr eine ganz alte Wunde, die hier endlich aufbrechen mußte. Die Chassidim weisen diese Vermutung entrüstet zurück. Der arme Rabbi habe vielmehr einen zu großen Anlauf genommen, habe mit einem Mal die Macht des Unreinen brechen und den Messias bringen wollen. Da aber die Juden eines solchen Glückes noch nicht würdig waren, sei ihm der Satan beigegeben und habe seinen Verstand in Verwirrung gebracht. Außer Dr. Reitmann, dem Kelew-schebiklowim — dem Hunde aller Hunde — habe hier auch ein Missionär seine Hand im Spiele gehabt. Und auch hier das „cherchez la femme“! Das freche Lachen und das Klavierspiel der Doktorstochter haben das Maß vollgemacht. Ganz greulich sind denn auch die Flüche, welche die Chassidim gegen die Verführerin schleudern. Möge sie Gott die Handgriffe für das „Hackbrett“ vergessen machen. Möge sie Blattern an den Fingern kriegen und gezwungen werden, mit dem Ellenbogen zu klopfen! Mögen ihre musikalischen Rezielos — Mordtaten — dem Tollen als Hundegebell und Koboldgepolter erscheinen. Auch die Rebbizin sehnt sich, aber nicht etwa nach dem Mann, sondern nach dem heiligen Kiddusch, nach der köstlichen Hawdalah. Das Lied klingt in den Wunsch aus, des Rabbi Wahnsinn möge drastischere, überzeugendere Formen annehmen, er möge beginnen Fenster einzuschlagen, nackt umherzulaufen, im Bade zu übernachten, schließlich aber möge er Heilung finden und wieder für klingenden Lohn Segen austeilen.

Aber nicht nur die Chassidim, sondern auch das hochwürdige Haupt der Familie Friedmann setzt Himmel und Erde in Bewegung, um dem gräßlichen Unglück zu steuern. Vor allem freilich, seinem Gewerbe gemäß, den Himmel. Der Oberzaddik wird uns in der dritten Satire: „Reb Awrum Jakiniu sucht a S'chüs“³⁾ vorgeführt, wie er im Gebet bei den himmlischen Scharen Hilfe sucht. Niemals ist ein Dichter tiefer in die Psychologie des aristokratischen Betens eingedrungen, als hier Wölwel. Es ist das nicht das Gebet eines demütigen, zerbrochenen Gemütes, sondern das hochmütige Ansuchen eines seines Wertes und der Verdienste seiner Vorfahren sich bewußten Grandseigneurs, welches mit den es begleitenden Glossen der dem Gebete beiwohnenden Chassidim einen parodistischen Charakter annimmt. Er beruft sich also zuerst auf den S'chüs seines heiligen Vaters, der sich nie durch Handel entweiht und seine ganze Zeit beim Gebet zugebracht hat. Darauf aber der Chor der enfants terribles, der Chassidim:

¹⁾ hebr. Geister. — ²⁾ hebr. Teufel, Kobolde. — ³⁾ Hebr. Verdienst; einen S'chüs suchen bei den himmlischen Mächten in der Not auf eigene moralische Verdienste oder auf Verdienste der Ahnen sich berufen.

Sugen die Chassidim: Nein, nein!
Rebbe, die Sach löst gur gein!
Wuren es weißt doch a jeder güt,
As frümme gewesen is er nit!

Die Berufung auf den S'chüs der Thora, welche aus der Klaus der Sadagórer ihren Weg in die Welt genommen, hat die Glosse zur Folge:

Sugen die Chassidim: Nein, nein!
Rebbe, die Sach löst gur gein.
Wurn es weißt doch a jeder güt,
As kein Thoire kennt ihr nit!

Auch die Berufung auf das ununterbrochene, deutliche, in Tränen zerfließende Beten hat kein schmeichelhafteres Echo zur Folge:

Sugen die Chassidim: Nein, nein!
Rebbe die Sach löst gur gein
Wurn es weißt a jeder güt,
As dawnen dawnet ihr nit.

Dasselbe Los trifft auch schließlich die Berufung auf die Wohltätigkeit des Sadagórer Hofes, der zufolge die Armen hungrig ankommen und satt davon gehen.

Sugen die Chassidim: Nein, nein!
Rebbe, die Sach löst gur gein!
Wurn es weißt a jeder güt
As kein Zduke¹⁾ git ihr nit.

Der faustische Anlauf des Reb Beriniu hatte traurig geendet. Das wirkte ernüchternd auf manchen seiner Anhänger, welcher es dem Rebbe nachgetan hatte und zu den Maskilim übergegangen war. Im letzten Gedichte des Makel-chowlim: Der „Bal-tschüwo“, der Bekehrte, schildert uns Wölwel die Rückkehr eines solchen verlorenen Sohnes, die natürlich nicht infolge eines inneren Umschwunges, sondern infolge mancher, mit dem neuen Leben verbundenen Unbequemlichkeit vor sich ging. Der Bal-tschüwo hält einen großen, ausführlichen Monolog, in welchem er sein früheres, mit der Gesamtheit der Bruderschaft verbundenes Leben mit der jetzigen ihn umgebenden Einsamkeit vergleicht und uns im Laufe des Vergleiches ein farbiges Bild vom Treiben des Rabbi gewinnen läßt. Das chassidische Leben, meint der Bekehrte, ist das bequemste auf der Welt, man könne darauf lossündigen, die Zugehörigkeit zur heiligen Bruderschaft, die Firma des Rabbi verdecke alles. Das bischen Beten, Brummen, Hin- und Herspringen ist nicht so schwer. Mit „Thilim²⁾“ sagen“ und „Mischnajos lernen“ geben die Sadagórer Chassidim sich nicht ab. Das einem als Verdienst angerechnete „Tikkun³⁾“ trinken“ ist schon gar keine Arbeit. Am

¹⁾ Hebr. Almosen. — ²⁾ hebr. Psalmen lesen. — ³⁾ hebr. Schnaps trinken am Todestage für das Heil der Seele des Verstorbenen.

leichtesten aber ist es, ein Rabbi zu werden. Wer sich mit Lernen und Geschäftstreiben nicht abrackern will, tut am besten, ein „guter Jüd“ zu werden.

Lesen, schraben,
A Geschäft zü traben,
Wer es is nisch genit,
Zü Gott a Wink
Is gur gring,
Er werd a güter Jüd.

Als Gabbe³⁾ habe er Gelegenheit gehabt, den „güten Jüd“ zu beobachten. Nun, es war kein sehr anstrengendes Leben. Nichts von Sohar- und Talmudlernen, nur augenverdrehend stillsitzen und — gut essen. Trotzdem heißt es dann, der Rabbi genießt nichts, lebe von „Himmelssachen“. Auch mit Wohltätigkeit gibt sich der Rabbi nicht ab. Bittet ein schier Verhungelter um ein Almosen, wird er auf einen Wink des Rabbi vom Gabbe hinausgeworfen. Er sei des „heiligen“ Geldes nicht würdig, heißt es dann unter den Getreuen. Was einem andern den Hals kosten kann, schade dem Rabbi gar nicht. Aus peinlichen Affären ist der Rabbi trotz aller Unvorsichtigkeit heil hervorgegangen.

Schließlich die „Rebbezin“! Was die sich alles erlauben darf! Und kein Hahn kräht danach.

Wenn ein ander Wäbel
Trägt a Häbel,
Sügen Menschen, sie is schlecht,
Ûn dus frümme Wäb
Mit dem kuscheren Läb,
Wus sie tüt, is recht.

In „Gottes Bankrott“ hat Wölwel sanft lächelnd ganz Israel den Spiegel vorgehalten. Er versteht es aber auch in geißelnder Rüge der Gesamtheit bittere Wahrheiten ins Angesicht zu schleudern. So beklagt er in einem Poem: „Geschichte vün Galatz“ (I. 151—164) die im Jahre 1859 in Galatz veranstalteten Judenexzesse, von welchen er als größte Greuelthat — o des lieblichen Idylls neben Kischeneff, Bialystok und Siedlce — zu erzählen weiß, daß man in den Synagogen die heiligen Gesetzbücher in Stücke zerissen habe.

Wus könn noch geschehen in häntige Doires¹⁾,
Wus unsere Brüder nit hoben gelitten?
M'hot genemmen die heilige Sefer Toires,
Ûn m'hot sei auf Stücker zerschnitten —.

Als tröstende Erklärung der geschilderten Greuel läßt Wölwel auf die „Geschichte von Galatz“ eine „Antwort vün Gott“ folgen, in der — ganz im Sinne der Weltanschauung des Ghetto — der Progrom als Strafe für die Sünden der moldauischen Juden er-

¹⁾ Diener des Rabbi. — ²⁾ Hebr. Geschlechter.

scheint. So schreibt Wölwel die Exzesse des rumänischen Mobs dem Umstande zu, daß die moldawischen Juden sich nicht jüdischem Wissen hingeben, keine Schulen gründen, nur äußerliche Frömmigkeit üben und allzu zäh an sinnlosem Brauche hängen. Alles Unglück der moldawischen Juden, schließt Wölwel seine Gedankenreihe, sei nur ihrer Bildungsfeindlichkeit zuzuschreiben. Der an seinem Lebensende ausgebrochene Antisemitismus würde Wölwel belehrt haben, daß es mitunter gerade die jüdische Intelligenz ist, welche über die Juden das größte Unglück herbeiführt. Sonst zeichnet sich das Gedicht durch epigrammatische Wendungen und pointierte Sprache aus.

Derschrocken sent ihr alle geblieben,
Wenn m'hot die Sfurim¹⁾ zerrissen.
Halt ihr denn, wus is d'in geschrieben,
Willt ihr's denn gur wissen?

Ihr hot afli²⁾ nischt kein Moire³⁾
Var die heilige Zehn Gebot,
Gold ün Silber is euer Toire,
Geld is euer Gott.

Auch grimmiger, sarkastischer, markerschütternder Welt-humor ringt sich von Wölwels Saiten. Beweis sind seine Satiren: „Der Leichenzug“ (I. 112), „Der Starsze-Młodsze⁴⁾“ (IV. 120), „Der Doktor“ (IV. 124). Die zweite der genannten Satiren ist geradezu von Shakespeareschem Geiste getragen. Der Obertoten-gräber schildert in satter Selbstzufriedenheit, welch herrliches Leben er führe, und stellt sokratische Betrachtungen darüber an, wie schöne, liebreizende Damen und elegante „Deutschen“ nach dem Tode aussehen.

Ich verdien mir gring män Broit
Ün mach dus Bissel Münz,
Zü leben vün dem Toit,
Dus is die größte Künz.

Mit dem Kappel, o die Nkeiwe⁵⁾,
Sie hot gelacht vün alte Männer,
Azünd die M'zeiwe⁶⁾
Paßt ihr chleben schöner.
Sie tüt sel' nischt kein Schmeichel,
A Wink n... n Oig chotsche —

Mit die lange gepütze Hur,
O der Deutsch, der Tippisch⁷⁾,
Er macht schoin nischt die Cour,
Er stinkt schoin wie ein Ipisch⁸⁾.

„Der Doktor“ ist im Tone der seit Molière gegen die armen Heilkünstler geübten Satire gehalten. Der Doktor ermahnt den

¹⁾ Hebr. Bücher. — ²⁾ hebr. sogar. — ³⁾ hebr. Furcht. — ⁴⁾ slav. kor-rumpiert aus starszy młojec = Obertotengräber. — ⁵⁾ hebr. Weibsbild. — ⁶⁾ hebr. Grabstein. — ⁷⁾ Hebr. Dumme. — ⁸⁾ hebr. Pest.

Totengräber, doch nicht so hochmütig zu sein. Das Hauptverdienst gebühre eigentlich ihm, dem Doktor, der „ohne Messer abschlachte“, dessen Feder niemand entrinne. Vom Profit des Totengräbers gebühre ihm also ein erheblicher Teil.

Als politischer Satiriker ist Wölwel nur in hebräischer Sprache aufgetreten. Seine jüdisch-deutschen Satiren enthalten nicht mehr, als zwei Anspielungen auf politische Zustände in Rumänien. In dem „Platschiken Meichel“ (IV. 66), wo er den Zwiespalt zwischen freiem Willen und Herzensgebot erörtert, meint er: sich vom Herzen freimachen, da kann einer noch ärger werden, „wie a Minister in der Walachei“.

Wie wilde Chajes¹⁾, wie die Bären,
Is men ühn a Harz'frei,
Ün men könn noch arger weren,
Wie a Minister in der Walachei.

Dem Verstand wer es hot gern,
Hot doch Zures viel derbei,
Ün ühn Verstand könn men wern
A Fürst amühl in Wallachei.

Dagegen ist Wölwels hebräisch geschriebene politische Satire „Romanie“ (Wien, Abdruck aus dem „Haschachar“ 1874) eine der gewaltigsten, von mächtiger, heiliger Entrüstung getragenen hebräischen Dichtungen aller Zeiten. Schon der Titel spricht genau den Inhalt aus: „Das ist das Buch der Geschichte Rumäniens zu ewiger Schmach und immerwährendem Abscheu der schändlichen Nation, dem verdorbenen Volke, dem hartnäckigen und törichten, dem Volke, das Gesetz und Ordnung zerstört, dem Volke, das Wissenschaft und Zucht haßt, dem Volke, das weder Gottesfurcht in seinem Herzen hegt noch Menschenliebe, dem verächtlichen und hassenswerten Volke, dem zuchtlosen. Die Schmach der Moldau und Walachei, bis zum letzten Geschlechte wird sie bestehen und ihre Schande wird ewig währen.“ Das ganze, elf Gesänge zählende Poem ist denn auch ein einziger, gellender Entrüstungsschrei. Die Sonne erscheint düster und traurig vor dem Thron des Herrn und klagt, sie müsse ihre goldenen Strahlen über das Räubervolk leuchten lassen. Die Rumänen sind ein hergelaufenes Gesindel, das in läppischer Nachahmungssucht „Nationen“ spielen will. Sie begehen Raub und Mord ohne Nutzen und Zweck, bloß aus kindischer Lust am Bösen. Sie sind der Ausschuß aller Völker. Aus einer Umarmung von Satan und Lilith entstand Rumänien. Das Schandgebilde irrte aber nach vollendeter Schöpfung stumm einher, ohne menschlichen Laut von sich zu geben, bloß durch Knurren und Zeichen zu erkennen gebend, daß es stumm sei. Da erbarmten sich seiner die Sprachen: Breite deine Schürze aus und deinem Wunsche soll gewillfahrt werden. Und da breitete die Stumme

¹⁾ Hebr. wilde Tiere.

ihr Gewand aus und die Sprachen warfen Wortalmosen hinein, wessen gerade jede entraten konnte. Damit aber das Bündel nicht auseinanderfalle, gab die hebräische Sprache — den „Sack“ her.

Eine blutige Ironie! Dem seinen Sprachschatz zusammenbettelnden Rumänen liefert das jüdische Volk den Bettelsack!

Aber auch ganz konkrete, nützliche Dienste haben die Juden den Rumänen geleistet. Sie lehrten sie Handel und Wandel, sie belebten den Verkehr, sie führten die Barbaren in Handwerk und Kunst ein.

Der jüdische Lehrmeister wird, wie gewöhnlich, vom Zöglinge, der bald hochmütig sich im Größenwahn wiegt, durch Progrome belohnt. Aber der Tag der Vergeltung wird kommen.

Zum Schlusse einige Bemerkungen über Wölvells Technik und Sprache, über die Weisen seiner Lieder, sowie über seine Stellung in der jüdischen Dichtung des XIX. Jahrhunderts.

Von allen dichterischen Mitteln begünstigt Wölwel besonders das Symbol. Die Uhr z. B. ist ihm der tüchtige Mensch, von dem die Gesellschaft Nützliches heischt, kaum aber versagt er für eine Weile, hört auch die Achtung auf. Die Nachtigall ist ihm ein Bild des armen Dichters, des Künstlers, des schöpferischen Geistes überhaupt, der nicht sich selbst, ihrer Entwicklung leben kann, sondern vom Ertrage ihrer Kunst leben muss. Die Welt endlich ist ihm ein schöner, aber verwahrloster, dem Zufall anheimgegebener Garten, in welchem nur zu oft die schönsten Blumen elend dahinwelken. Der Herr des Gartens, den der unzufriedene Beobachter des Weltlaufes — der grübelnde Verstand — zur Rechenschaft ziehen möchte, das ist Gott, der Herr der Welt.

Ein weiteres, von Wölwel häufig benütztes dichterisches Mittel ist der Kontrast. Er stellt den Gegensatz zwischen Kopf und Herz, Glauben und Verstand, zwischen Chassid und Epikores, zwischen Orthodoxen und Reformierten vor. Die Kontrastierung von Chassidim und Epikorsim hat manchmal einen sehr ernsten Hintergrund, eröffnet die Aussicht auf den Gegensatz zweier Weltanschauungen. Der Reformjude, der „Deutsche“, ist Individualist. Immerhin treten bei ihm auch manche allgemein menschlichen Gefühle in den Vordergrund, er ist z. B. beim Gedanken an die menschliche Vergänglichkeit von tiefer Wehmut durchdrungen. Im Gegensatz zu ihm steht der Chassid, der von weltlicher Kultur weniger beleckte slavische Jude, der Repräsentant des alten Judentums überhaupt, in dessen Brust meistens keine egoistischen, sondern Gesamtgefühle — Sozialgefühle — Platz haben.

Bewundernswert ist Wölvells Kunst der Charakteristik. In seinen Satiren z. B. nimmt er sich vor jeglichem Keifen und Schelten in Acht, verschont uns mit Polemisieren und Kommentieren, sondern gruppiert und unterstreicht die charakteristischen Details und verschwindet dann ganz hinter den durch wenige Meisterzüge plastisch gezeichneten Figuren. Nur ein kaum merkliches, souveränes Lächeln

verrät uns den schelmischen, menschenfreundlichen Meister und und Lenker des ganzen uns in hohem Maße fesselnden Spieles.

Wölwels Sprache ist die in Galizien, Ungarn, Rumänien und Rußland gesprochene, durch zahlreiche Slavismen gekennzeichnete jüdisch-deutsche Mundart. Er lehnt sich möglichst an die Volkssprache an. Wo er aber gezwungen ist, ein hochdeutsches oder hebräisches Wort zu gebrauchen, unterläßt er es nicht, in einer Fußnote eine entsprechende Erklärung hinzuzuführen. So erklärt er das Wort „Strahlen“ („Die hebr. Sprache“, I, II) durch „Schein der starken Lichter“, „aufmuntern“ durch „fröhlich machen“, das der Mundart nicht geläufige „Beispiel“ (I, 33) durch das hebräische, jedem Ostjuden bekannte „Maschal“. Das dem jüdisch-deutschen Text gegenüberstehende Hebräische ist keine Übersetzung, sondern eine neue, selbständige Dichtung, bei deren Entstehen das zweite Ich Wölwels, der große Dichter der bebräischen Renaissance, der große Kenner und Nachempfänger der unvergleichlichen Schönheit der biblischen Poesie in Tätigkeit tritt. Nie verfällt er hier auf die lächerlichen Purismen seiner Zeitgenossen Josef Kohn-Zedek und Mordechaj Dawid Streliskier. Besonders glücklich ist er in der Schöpfung hebräischer Neubildungen zur Umschreibung modernster Einrichtungen: Mattot-omer = Sprechstäbe für Telegraphenstangen und Kaw-ha-mabia = Redestrahlfür Telegraph sind dankenswerte Sprachbereicherungen, welche nur einem wahren, vom echten Sprachgeiste erfüllten Dichter gelingen. Bei Wölwel bilden Text und Melodie eine Einheit. Er improvisiert zugleich Wort und Ton. Selbstverständlich ist bei ihm, wie bei allen Stegreifdichtern, die Improvisation eine letzte Etappe. Es geht eine längere, innere Arbeit voran, Gestalten, Töne und Situationen schwirren, schwärmen und summen umher —, dann kommt in das Chaos Ordnung, alles gruppiert sich — die Improvisation ist fertig.

Wölwels Weisen sind größtenteils die durch die uralten Synagogengesänge filterten, schwermütigen, traurigen, nur selten durch ein schwaches Lächeln erhellten Melodien des europäischen Ostens.

Wölwels Stellung in der jüdischen Literatur? Er geht aus von den Idealen der Haskala, teilt aber nicht ihren Fanatismus. Er haßt nicht, er liebt. Wölwel will die Ideale der Haskala ins Volk tragen und beginnt unter der Selbsttäuschung, die hebräische Sprache fördern zu wollen, zum Volke in dessen eigener Sprache zu sprechen. Er wird dadurch der erste wirkliche Dichter, welcher die bisher verachtete Sprache der Kleinen, Ungebildeten — der Masse — literaturfähig gemacht hat. Er wird dadurch zugleich der eigentliche Begründer der in letzter Zeit so erstarkten modernen jüdisch-deutschen Literatur. Ich sage ausdrücklich: Literatur. Denn jüdisch-deutsche Drucke rituell-religiösen oder verwandten Inhalts haben wir bereits seit dem XVI. Jahrhundert.

Indem er aber nicht, wie die Klassiker der Haskala, „Ganz Israel“, sondern einzig seine osteuropäischen Glaubensgenossen

vor Augen hatte, ist er zugleich der erste Heimatskünstler der jüdisch-deutschen Literatur geworden. Wie das osteuropäische Ghetto lacht und weint, wie es Menschen und Dinge betrachtet und wertet, seine heiteren und düsteren Feste, seine mannigfachen Typen, die in diesem Milieu miteinander ringenden Weltanschauungen, in den häufig vom Volke selbst geprägten Redewendungen ausgedrückt, werden uns in Wölwels unvergänglichen Liedern aufbewahrt. Das Lokal, in welchem er seine Lieder vorträgt, mutet uns als die Urzelle des modernen Kabarett an. Wölwel und die Überbrettel-dichter, sie wollen beide Leben und Dichtung verbinden, versöhnen. Durch Inhalt und Form seiner Lieder, durch das Prägnante, Epigrammatische seiner Sprache, den Bau seiner Strophen, die Handhabung des Verses ist Wölwel der Vater des jüdischen Chanson, das sich aber vor allen anderen Produkten dieser Art durch besondere Innigkeit und Keuschheit auszeichnet. Obwohl er individuelle Schicksale schildert, ist er doch Volksdichter im besten Sinne des Wortes. Wir können bei ihm den seltenen Vorgang beobachten, wie Kunstgesänge zu Volksliedern werden, die durch ihre allgemeine Beliebtheit und Verbreitung ihren Urheber vergessen machen. Durch Wölwel Zbaraßer stellt sich Galizien, welches seit 200 Jahren das klassische Land aller großen, weltbewegenden Veränderungen im Leben der slavischen Judenheit: des Frankismus, Chassidismus, Humanismus und zuletzt der zionistischen Bewegung ist, auch in bezug auf die jüdisch-deutsche Literatur in den Vordergrund.

Einige Bemerkungen über Wölwel im Urteile seiner Zeitgenossen mögen die vorliegende Arbeit beschließen. Ja, schon seine Mitlebenden wußten Wölwels Wert vollständig zu schätzen. Peter Smolenski, der ebenso bedeutend als Kritiker wie als Romancier an der Spitze der hebräischen Renaissance steht, spendet („Haschachar“ I. Jahrg., 2. Teil, Wien 1868, S. 47) Wölwel das höchste Lob. Er schreibt ihm echt dichterischen Geist, hohen Schwung und über das Ganze ausgebreitete Anmut zu. Auch die breite Leserscholar zollt ihm höchste, an Vergötterung streifende Verehrung. So vergleicht ihn (Haschachar, II, 205) ein autochthoner Aristarch aus der dunkelsten Provinz geradezu mit Homer, wobei er sich den possierlichen Anachronismus leistet, den alten blinden Dichter, von einem Knaben geleitet, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus herumirren zu lassen, um sich sein Brot zu ersingen. Nach Wölwels Tode sollen über ihn (wie mir sein in Klausenburg lebender Neffe schreibt) rumänische Broschüren erschienen sein. Trotz allen Bemühens konnte ich derselben nicht habhaft werden.

Dem reichsdeutschen Publikum wurde Wölwel bereits einige Jahre nach seinem Tode bekannt. Im Jahre 1888 veröffentlichte Dr. Gustav Hermann Dalman, Lizentiat der Theologie, als Nr. 20 und 21 der Schriften des Institutum Judaicum in Leipzig „Jüdisch-deutsche Volkslieder aus Galizien und Rußland“, unter welchen wir, leider aber in ungenauer Transkription, die gediegensten Dichtungen Wölwels finden. Im Jahre 1893 gab Dalman „Jüdische

Melodien aus Galizien und Rußland“ heraus. In der Vorrede zu seiner ersten Arbeit nennt Dalman Wolf Ehrenkranz als denjenigen, der im Jahre 1865 mit seinem Makkel No'am den Reigen der jüdischen Volksdichter neuerer Zeit eröffnete. Dagegen weiß M. Grünbaum, der bekannte Herausgeber der jüdisch-deutschen Chrestomathie in seinem Buche: Die jüdisch deutsche Literatur in Deutschland, Polen und Amerika, Trier 1894 (Abdruck aus „Winter und Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons“. Bd. III, S. 531 ff.), von Wölwel kein Sterbenswörtchen zu vermelden. Seinen nichtjüdischen Landsleuten wurde Wölwel erst in den letzten Jahren bekannt. Im ruthenischen Literaturno naukowyj Wistnyk (Jahrg. VIII, Bd. XXXII, Lemberg 1905, S. 87—94) gibt uns der bekannte Gelehrte Iwan Franko eine ruthenische Übersetzung von Wölwels „Meschiachszeiten“ und „Der Chussid über das Theater“, der er einige Bemerkungen über Wölwels Satiren voranschickt.

Nachträge.

Nachdem der erste Teil meiner obenerwähnten Abhandlung längst abgedruckt war, erhielt ich sub dato 7. August 1. J. ein Schreiben vom Neffen meines Helden, Herrn Ingenieur J. Ehrenkranz, Drohobycz, welches mehrere bemerkenswerte Angaben zur Biographie W. Z's enthält. Dieses Schreiben bildet einen Auszug aus den Mitteilungen eines Herrn Dr. Schwarz in Konstantinopel, welcher den totkranken Dichter während seiner letzten Krankheit behandelt hatte. „Von Dr. Schwarz konnte ich soviel erfahren, daß die Bekanntschaft der Frau Malciu mit Wölwel noch aus Bukarest stammt und in den 50 er Jahren des vorigen Jahrhunderts erneuert wurde. Malciu ernährte sich und ihre Kinder, die ihr später beistanden, redlich als Näherin von Weißwäsche sowohl in Bukarest als auch in Konstantinopel. Onkel Wölwel starb an Lungenentzündung — (leider konnte ich noch nicht erfahren, wann?). Die Kosten der Beerdigung und des Grabsteins hat die selige Malciu getragen.“ „Über die letzten Tage Ihres Onkels“, teilt ferner Dr. Schwarz mit, „läßt sich nicht viel schreiben, indem er seit der Erkrankung bis zum traurigen Ausgange sehr selten und auch nur für kurze Zeit bei Bewußtsein war. Wie er selbst mir erzählte, hat er nie im Leben viel gelernt, er sagte mir folgende Worte „„Ich bin nicht einmal ganz „Tenach“ durchgegangen, aber die hebräische Sprache lebte in mir.““ Leib Kneper aus Kolomea, wie es heißt, der Verfasser der Grabschrift für Wölwel, lebte viele Jahre in Konstantinopel.“

Soweit Herr Ingenieur Ehrenkranz.

Dr. Salomon Rubin in Krakau, jetzt der einzige Überlebende der großen Haskalaepoche, erzählte mir April 1905 folgendes Detail über Wölwel: Wölwel trieb sich in seinen letzten Lebensjahren auch viel in Wiener Gasthäusern umher. Einst widmete er dem Kaiser

ein Gedicht, erregte aber gerade dadurch die Aufmerksamkeit auf seine Unterstandslosigkeit und wurde aus Wien ausgewiesen.

Von Herrn Chaim Jedidia Pollak, Privatgelehrten in Stanislaw, der zum Bekanntenkreise Wölwels zählte, erfuhr ich 3. 6. 1906: Wölwel soll seiner Witwe ein Bündel Schriften, darin auch ein Testament, zurückgelassen haben, das erst 50 Jahre nach seinem Tode geöffnet werden darf.

Der sel. hebräische Schriftsteller Abr. Lebensart in Stanislaw teilte mir Folgendes mit: Das jüdische Volk in Galizien kennt drei Wölwel Zbaraßer. Der erste, der echte, war ein wegen seiner sprichwörtlichen Güte berühmter Zaddik am Anfange des XIX. Jhs, der zweite war unser Wölwel. Hier sprach man das „Wölwel“ mit einem bedeutsamen Achselzucken und Augenzwinkern aus. Der dritte — „Auch ein Wölwel Zbaraßer“, sagen die Zbaraßer Frommen mit ergreifender Handbewegung —, ist der wohlbekannte polnische Publizist und Literaturhistoriker Wilhelm Feldmann in Krakau. Feldmann, 1868 in Zbaraż geboren, debütierte bereits 1885 mit einer Reihe gediegener Artikel in der jüdisch-polnischen „Ojczyzna“ und veröffentlichte nebst seinen Studien zur polnischen Literatur viele Erzählungen und Dramen aus dem jüdischen Leben, welche zum Teil ins Deutsche übersetzt wurden.

Der Bruder Wölwels, Rabbi Mosche, zwischen 1875—1885, Lehrer des Hebräischen in Czernowitz, Vater des obenerwähnten Ingenieurs Joachim in Drohobycz, veröffentlichte 1878 in Czernowitz ein Bändchen hebräischer Satiren. Der älteste Sohn Rabbi Mosches, Salomon, seit 30 Jahren Religionslehrer in Kronstadt (Siebenbürgen) gab 1878 daselbst ein seinem Onkel Wolf gewidmetes Bändchen Gedichte heraus: „Zeror Perachim“ (Gedichte, Parabeln und Anderes).

Eisak Tyrnau.

Von Dr. A. Marmorstein, Skotschau.

Eisak Tyrnau war ein Schüler Abraham Klausners und wandelte in den Fußstapfen seines Meisters (s. I. H. Weiß: Geschichte der jüd. Tradition, Band V. p. 246). Schon lange zweifelte ich daran, ob Eisak wirklich der erste jüdische Schriftsteller in Ungarn gewesen ist, ob er wirklich von der bekannten ungarischen kgl. Freistadt seinen Namen hergeleitet hat, ob Ungarn sein Geburtsland oder seine Heimat war. Die verdienstvollen Beiträge des Herrn Dr. M. Grunwald (Öster. Wochenschrift 1907 p. 724) zur Geschichte der Juden in Niederösterreich veranlaßen mich, meine Untersuchungen hier zu veröffentlichen, vielleicht werden sie zur Erforschung der Wahrheit etwas beitragen.

Leopold Löw hielt E. T. für den ersten bekannten rabbinischen Schriftsteller in Ungarn, der sich zuerst des Namens „Hagar“, um Ungarn zu bezeichnen, bedient habe (Graphische Requisiten und Erzeugnisse bei den Juden S. 51. 211. Anm. 217, Der jüd. Kongress in Ungarn, Pest 1871 p. IX). Kohn, der verdienstvolle Historiker der Juden in Ungarn, hat letztere Ansicht zurückgewiesen (Frankels Monatsschrift, 1882 p. 155), obwohl auch er daran festhält, daß Eisak, der erste jüd. Schriftsteller in Ungarn gewesen sei. Worauf stützt sich diese Annahme? Vor allem auf seinen Namen „Tyrnau“. Ferner gelten die Worte, wie sie in den mir vorliegenden Editionen stehen: „ich beschrieb die synagog. Gebräuche unseres Landes, in Ungarn und Steiermark“ (בארתי בחדושינו את המנהגים בארצנו, בונגריה ובסטיירה), als glaubwürdige Zeugen. Ob alle Handschriften und alten Drucke diese Leseart bestätigen, ist sehr fraglich, und wir wären jedem dankbar, der uns darüber Aufschluß geben könnte. Eisak Tyrnau benutzte doch hauptsächlich die „Minhage Oesterreich“ des Abraham Klausner, seines Lehrers, und es wäre sonderbar, daß er diese mit keinem Worte in der Einleitung erwähnt. Man könnte so manche Konjektur vorschlagen, allerdings würde man die Frage noch erschweren. Die Handschriften Michaels (vgl. Or-Hachajjim p. 107) und die Ausgabe Riva di Tarento 319 müssen zur Erledigung und Beantwortung der Frage jedenfalls herangezogen werden. Es ist erwiesen, daß Eisak die niederösterreichischen Hochschulen besucht hat, die Gebräuche der Juden in den österreichischen Erbländern genau kannte, warum erwähnt er sie also nicht in der Einleitung? Ferner muß man sich die Frage vorlegen: Warum geschieht keine Erwähnung irgend einer ungarischen Gemeinde oder irgend eines ungarischen Minhags? All diese Fragen, wie unwahrscheinlich sie auch eine ungarische Heimat Eisaks machen, sind doch nicht imstande, die bisherige landläufige Annahme zu erschüttern.

Schwerer wiegt die längst beobachtete Tatsache, daß von lokalen Gebräuchen nur zwei erwähnt werden, u. z. die Brünnner und Znaimer Minhagim. Wohl waren beide Gemeinden in jener Zeit angesehen

(über Brünn vgl. Israel Brünn, Graetz VIII. 274, Weiß. l. c. V. p. 253, über Znaim: Resp. R. Israel Brünn, Nr. 193, 195, 196 an Jakob ^{הרב}, geschr. Znojmo, nach der böhmischen Aussprache vgl. Weiß. l. c. V. p. 255, ferner meine Bemerkungen in „Zeitschrift für hebr. Bibliographie“, Bd. X. p. 164), aber die Entfernung dieser Städte von dem vermeintlichen Aufenthaltsorte des Verfassers macht es unverständlich, weshalb wir den Aufenthaltsort Eisaks so weit suchen sollen. Diese Schwierigkeit darf nicht überschen werden.

Wir müssen daher Tyrnau ganz anderswo suchen. Es muß in der Nähe dieser Städte liegen, in der Nähe von Znaim oder Brünn. Tatsächlich gibt es an der mährischen und niederösterreichischen Landesgrenze einen kleinen Ort Tyrnau, wo wahrscheinlich um diese Zeit, wie in all den kleinen Dörfern der benachbarten Bezirke, Juden gewohnt haben und eine jüdische Gemeinde bestand. Vielleicht findet sich in den Archivalien irgend ein Anhaltspunkt für diese Vermutung.

Bei der Erwähnung Eisak Tyrnaus denkt der Literaturhistoriker nicht nur an seine Minhagim, sondern auch an eine „schöne Geschichte“, den Roman einer Rabbinerstochter (Graetz, VIII. 13). Die Liebe eines Erzherzogs zu Hanna, Tochter des Rabbiners Eisak, soll die Veranlassung zur Vertreibung der Juden aus Tyrnau gebildet haben. 1420 soll dies gewesen sein. Aus dem 15. Jahrhundert hören wir aber nichts von Judenverfolgungen in Ungarn. Hingegen wurden im Jahre 1529 in Bösing (Bazin, s. Kohn, Geschichte p. 165, Stein, Magyar Rabbik, II. p. 109 und Wetstein. ^{האשכול} I. p. 164) und Preßburg 1591 solche veranstaltet. („Eine schreckliche neue Zeitung, so sich im 1591. Jar zu Pressburg in Ungern zugetragen, wie daselbst etliche Juden zwei consecrierte Ostien überkommen, damit einen schendlichen Missbrauch und Gotteslesterung geübt, aber heftig von Gott gestraft worden allen fromen Christen zu einer Warnung, vgl. G. Liebe, Das Judenthum. Abb. 17). Eine Elegie (bei Saalfeld: Martyrologium, Berlin 1898, p. 334) beklagt den Tod des R. Jona b. Saul, dieser wird wohl mit obiger Tat im Zusammenhange stehen, denn dort ist ebenfalls von Hostienschändung die Rede. Wahrscheinlich gehören die Verfolgungen in Tyrnau derselben Zeit an und nicht dem 15. Jahrhundert. Die Erzählung ist in hebräischer, jüd.-deutscher und arabischer Sprache erhalten (vgl. Steinschneider: Geschichtsliteratur p. 70). Die Elegie über die ^{גזירת טירנא} im Jahre 1451 von Josia ben Chajjim wird wohl auch über Verfolgungen in Niederösterreich berichten (cf. Steinschneider, l. c. p. 70). Die Bulle Pauls III. vom 12. Mai 1540 gibt als Stätten der Gerichtsverhandlungen für falsche Anklagen gegen Juden die oppida de Tirna, libsis und budinis an. Libsis will L. Geiger (Allgem. Zeit. des Judentums 1901. p. 34) mit Lippa, Tirna mit Tyrnau (unter Hinweis auf Strack, Das Blut p. 133 ff.) und Budinis entweder mit Ofen-Buda 1525 oder Budweis 1505 identifizieren. Vielleicht haben wir hier drei nicht sehr weit voneinander entfernte Ortschaften vor uns: Tyrnau in Niederösterreich, LISPITZ und Budwitz in Mähren. In der letzten Stadt

wohnten noch im 15. Jahrhundert Juden. Sie wurden damals oder etwas später vertrieben. Jedenfalls ist die Frage berechtigt, ob wir nicht Eisak Tyrnaus Heimat in Niederösterreich zu suchen haben.

Notizen über Austerlitz.

Die hiesige Zuckerfabrik steht auf einem jüdischen Friedhofe, welcher bis etwa 1742 zur Bestattung benützt wurde. Als jedoch Maria Theresia den Staatskanzler Fürsten Wenzl Kaunitz zum Majoratsherren des Gutes A. machte, mußte dieser Friedhof aufgelassen werden, nach meiner Ansicht deshalb, weil er die südliche Aussicht des Schlosses bildete und man, wie bekannt, vor dem ängstlichen Kanzler alles, was an den Tod mahnen könnte, aus dem Wege schaffen mußte. Die hiesige Gemeinde kümmerte sich nicht mehr darum und wahrte ihr Eigentumsrecht nicht. So wurde im Jahre 1873 von einer bauerlichen Aktiengesellschaft die Zuckerfabrik erbaut, auch die dort ausgegrabenen Knochen und Grabsteine fanden nicht die Würdigung des damaligen Kultusvorstandes.

Als der nachmalige Besitzer, Herr H. Redlich, eine Raffinerie bauen ließ, wurden abermals Gebeine und Grabsteine¹⁾ ausgegraben, von denen zwei ganz waren und folgende Inschrift aufwiesen: יוסף בן יצחק הכהן נפטר בט"ו יום ה' ערב שמינית בשנת ט"פ (1720) לפ"ק תתכ"ה und (1723) והאשה בישה ה"ל [הלכה לעולם] כשבת טוהש"נ (1723) welche auf den jetzigen Friedhof überführt wurden.

Eine Kaddisch-Stiftung eines französischen Offiziers besteht hier nicht. Bekannt ist mir jedoch, daß nach der Schlacht 1805 ein französischer Offizier, der dem General Rapp zugeteilt war, den damaligen Rabbiner R. Jakob aus Gleiwitz bat, ihm 10 Leute (Minjan) ins Schloß zu schicken, da er Jahrzeit habe. Er empfing diese Leute sehr freundlich, hat selbst die Lichter angezündet und Kaddisch gesagt. Er soll klein von Statur und schwächig gewesen sein. Hierüber berichtete ich ausführlicher in der „Österr. Wochenschrift“ vom 15. Dezember 1905.

Darüber, daß A. „weiße Stadt“ hieß, hier im Mittelalter eine Judengemeinde bestand, die heutige Bučowitzer Gasse eine Judengasse war, kenne ich keine archivalischen Quellen. Juden, wie Christen, behaupteten es, jedoch mag sich diese Behauptung auf

¹⁾ [Solchen Denkmälern auf österreichischem Boden (wie auch in Friesach [vgl. über Juden in F.: Aronius, Regesten Nr. 427], Eggenburg usw.) sollte endlich die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet werden. D. Red.]

eine Chronik stützen, welche sich im Besitze des bis zum Jahre 1880 amtierenden Bürgermeisters Kolacek befand. Wie mir bekannt, berichtet dieses Buch, daß A. einstens „weiße Stadt“ aus dem Grunde genannt wurde, weil sämtliche Häuser mit Kalk weiß getüncht und sehr reinlich gehalten waren, was um jene Zeit sonst nirgends der Fall war. Der Ort wurde durch Krieg zerstört und lag einige Jahre verödet.

Einen sicheren Beweis, daß zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Territorium der heutigen Judengemeinde Juden wieder aus Stein gebaute Häuser besaßen, liefert ein im Hause Nr. 28 in der schmalen Gasse eingemauertes steinernes Türgerüst, in welchem folgende Worte eingraviert sind: משה בר אברהם ז"ל רב"ג (1523) לז"ק

Ig. Krampflicke.

Ein chassidisches (?) Exlibris!

(Vgl. Mitteilungen IV, S. 130.)

In mehreren Orten Weißrußlands fand ich auf den Vorsätzen chassidischer Schriften (Gebetbücher, mystische und Wundererzählungen usw.) folgende für die chassidische Weinseligkeit charakteristische Inschrift:

השמים לך' והארץ נתן לבני אדם.
חייב אדם לחתום שמו על הספר; חייב למה? אלא
חייטיו מפני הרמאים:

שמא ירבה איש ממצרים
ויקח הספר בשתי ידיו
ויעשה פליטה על המים
ויקדח ר"ש ויאמר לחיים.

(Branntwein) יין-שרוף *

Dr. William Zeitlin-Leipzig.

Der Bittbrief der Wiener Judenschaft an die Gemeinde in Venedig 1670.

Dieses in Facsimile reproduzierte historische Dokument, jetzt im Besitze der Bibliothek der isr. Kultusgemeinde Wien, wurde von dem früheren Besitzer M. Soave in italienischer Übersetzung im Vesiljo israelitico 1876 p. 147 et 189 mitgeteilt. Das Original ist von A. Berliner zuerst in Ha-m'dabber ed. Jtzkowski p. 55—56, hierauf in dem im Jahre 1903 erschienenen Sammelband der Mekize Nirdamim p. 29—31 abgedruckt worden. D. Kaufmann, der dieses

Israel Moses in Kurnik.

In dem Aufsätze Goldbergs, welcher sich in diesen „Mitteilungen“ N. F. Jahrg. III, H. 3 befindet, heißt es S. 68 bezüglich des Kurniker Rabbiners Israel Moses, daß „ein genaues Datum seines Todestages oder Jahres“ nicht zu ermitteln gewesen sei. Nach Mitteilungen, welche auf die Angaben seines jüngeren in Kurnik als zweiter Vorbeter angestellt gewesenem Sohnes zurückgehen, starb der Verfasser des Werkes ישראל משה im Jahre 1814. Mit völliger Sicherheit steht fest, daß er im Siwan des Jahres 1813 noch unter den Lebenden weilte, da sein Testament, welches sich augenblicklich in meinen Händen befindet, von dem genannten Jahre und Monat datiert ist¹⁾.

R. David Tebele, welcher als Rabbinatsverweser in K. wirkte, war nicht, wie ebendasselbst gesagt wird, der Sohn des R. Isr. Moses, sondern dessen Schwiegersohn, Gatte der jüngeren Tochter.

Außer den bereits erwähnten Kindern besaß unser Rabbiner noch zwei Söhne und eine Tochter. Über den einen der Söhne, R. Naftali, ein sehr angesehenes Mitglied der Posener Gemeinde, finden sich bereits Mitteilungen bei Lewin: Geschichte der Juden in Lissa, S. 262. Es könnte noch hinzugefügt werden, daß er mit einer Urenkelin des allbekannten Posener Märtyrers R. Arje Löb, Tochter des R. Joseph Landsberg, Hauptes der dortigen Talmulhochschule, verheiratet war, als zweiter Gemahl derselben.

Über den ältesten Sohn, Namens R. Mordechaj, welcher ebenfalls in Posen ansässig war, ist wohl kaum etwas Bemerkenswertes zu berichten.

Aus dem erwähnten Testamente, welches natürlich in hebräischer Sprache abgefaßt ist, geht hervor, daß er einige Jahre in Glogau als Hauslehrer bei dem dort wohnhaften Chasan Jizchak tätig war. Da dieser offenbar ohne Anstellung war und deshalb ein Wanderleben führen mußte, hatten sich seine ökonomischen Verhältnisse so traurig gestaltet, daß er dem Lehrer und Erzieher seiner Kinder, welchen sich derselbe mit äußerster Gewissenhaftigkeit und Treue widmete, den größten Teil des ihm gebührenden Honorars schuldig bleiben mußte.

Auch an die jüdische Gemeinde zu Kurnik hatte er eine verhältnismäßig nicht geringe Schuldforderung. Im Jahre 1802 war ihm nämlich seitens des dortigen Vorstandes eine Erhöhung seines Einkommens aus den Einnahmen, welche für das Schlachten des Federviehs in die Gemeindekasse flossen, bewilligt worden, wobei jener in einem mit Unterschrift und Siegel versehenen Dokument die Bürgschaft dafür übernahm, daß diese Einnahmen wöchentlich mindestens drei (polnische) Gulden (etwa im Werte einer und einer halben deutschen Mark) betragen würden. Da er sein Versprechen nicht hielt, obwohl zunächst hiergegen nicht der geringste Widerspruch, und später auch nur seitens eines einzigen Mitgliedes, hervortrat, forderte er sie vor ein rabbinisches Gericht, aber vergeblich. Er stellt nun im Testament seinen Kindern anheim, diese Forderung der Gemeinde gegenüber geltend zu machen oder nicht. Jedenfalls sollte ersteres nur auf gütlichen Wege geschehen, umso mehr, als er während seines Aufenthaltes in Kurnik von den israelitischen Einwohnern viel Gutes genossen habe und solches auch für die Zukunft, und besonders nach seinem Ableben, noch erhoffe.

Letzteres bezieht sich auf folgende an die Gemeinde gerichtete Wünsche: Sie möge während des ersten Jahres nach seinem Hinscheiden die Stelle des Rabbiners unbesetzt lassen und außer andern demselben zustehenden indirekten Einkünften seiner Gattin eine bestimmte wöchentliche Einnahme von mindestens 1 Taler aussetzen. Ferner solle zu den Mitgliedern des dortigen Rabbinats

¹⁾ Das oben angegebene Todesjahr (1814) ist jetzt bestätigt durch Heppner und Herzberg: Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden . . . in den Posener Landen, Heft 15 (1909), wo sich nunmehr auch die genaue Angabe des Todestages findet. Es sei hierbei bemerkt, daß mein Artikel bereits im März 1908 der geehrten Redaktion der „Mitteilungen“ übersandt worden ist, also vor dem Erscheinen des letzten Hefes des genannten Werkes.

stets sein Schwiegersohn R. David Tebele, der zu einem solchen Amte durchaus befähigt sei, gehören.

Die Veröffentlichung seiner handschriftlich hinterlassenen Werke, an denen er viele Jahrzehnte mit dem hingebendsten Fleiße gearbeitet, lag ihm sehr am Herzen und er macht es besonders seinen Söhnen und Schwiegersöhnen zur ernstesten Pflicht, für die Drucklegung dieser Schriften Sorge zu tragen. Denn der Gedanke, sich einer so unendlichen Mühe ganz vergeblich, ohne entsprechenden Nutzen für die Förderung des Gesetzesstudiums, unterzogen zu haben, war ihm äußerst schmerzlich. Zur Drucklegung ist es trotzdem nicht gekommen, wiewohl die Annahme gewiß berechtigt ist, daß seine Angehörigen alle Anstrengungen gemacht haben werden, den heißen Wunsch ihres Vaters zu erfüllen.

Posen.

Dr. J. Landsberger.

Juden im Bergbau und Hüttenbetrieb.

Von L. Lewin, Kempen.

R. Meir Eisenstadt berichtet aus der Zeit, als er nach Szydlowiec (OSO von Petrikau) als Rabbiner kam (um 1680), daß er dort jüdische Pächter der Grundherrschaft („Aręda Kozniez“) angetroffen habe, „die die Konzession hatten, Bergbau zu treiben und nach eisenhaltiger Erde zu graben. Tag und Nacht brannten ihre Arbeiter und läuterten die Erde im Feuer und verfertigten Eisen und Glas.“ (Responson Panim Meiroth, Teil I, Amsterdam 1715, Nr. 38).

„Zachnachi (Moses), ein gelehrter Jude und Mineralog des 15. Jahrhunderts. Er wurde zum Aufseher der Erzgruben in Böhmen gemacht, wo er seinen Geschäften unermüdet vorstand. Er schrieb einen Traktat über die Mineralogie, worin er die verschiedenen Gegenstände in bestimmte Klassen teilte, welches großen Beifall erhielt. Seine Werke wurden zu Prag 1469(?) herausgegeben“ (M. P. Yung, Alphabetische Liste aller gelehrten Juden und Jüdinnen, . . . und berühmten Rabbinen, Leipzig 1817, S. 436 f.)

Zu den „Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde“.

Von L. Lewin, Kempen.

1907 S. 107 und 111:

Von Goldschmieden in Opatow in Kleinpolen berichtet aus der Zeit von 1666 bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts das dortige Gemeindebuch (אוצר ישראל, II, New-York 1908, S. 165).

Samuel Goldmann (vgl. Mitteilungen 1905 S. 42), der Mitarbeiter an den schönen Holzschnitzereien der Kempener Synagoge, ist in der zweiten der dort angebrachten Inschriften genannt. Sie lauten: חסדי ה' אזכיר בעל כל אשר גמלני והנני דעה ויהיה במלכות חסד והושב לינוח אהיה הלו וליסוד על נכסו בשנת תקס"ו לפ"ק הק' ומה במלכות ש' ויהיה דל ג' אהיה פועלים באר ליוון יהיה בבית ה' שזכירו כנסוק במלכות אהיה הלו הק' ויהיה ה' שלמה [Goldbaum] הק' יהיה מלכות בן כה"ר יהודה מרדכי מקישינצקוב [Petrikau].

1834/35 wird gleichfalls unter den naturalisierten Juden, die ein beschränktes Staatsbürgerrecht erhielten, in Bromberg ein Bildhauer sowie ein Petschirstecher genannt (Verzeichnis sämtl. natural. Israeliten im Großherz. Posen, Bromberg 1836, S. 105 f.), in Chodzieszen (heute Colmar i. P.) ein Graveur (S. 119 ff.), in Jarotschin ein Goldarbeiter (S. 62), in Grätz ein Goldarbeiter (S. 19 ff.), in Kempen ein Gold- und Silberarbeiter (S. 78 ff.; auch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts werden hier zwei Goldschmiede und ein Petschirstecher erwähnt; vgl. Pietsch, Beitr. z. Gesch. der Stadt Kempen in Pos. I,

Kempen 1891, S. 4 Anm., 1791 und 1797 Aron Zoref, 1795 Meir Zoref nach einem in meinem Besitz befindlichen Mohelbuche S. 7, 11, 14), in Kurnik ein „Künstler“ 1856 (Einschätzungsliste der jüd. Gem. Kurnik für 1856), in Meseritz 1834/35 ein Goldarbeiter (Verzeichn. S. 53. ff.), in Ostrowo ein Goldarbeiter S. 1 ff.), in Rogasen ein Goldschmied (S. 57 f.), in Schwersenz ein Kunstweber (S. 76 ff.), und in Unruhstadt-Karge ein Silberspinner (S. 15 ff., vgl. Heppner-Herzberg, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden in den Pos. Landen S. 515).

Seite 118 מרשט aus Rzeszow in Galizien.

Seite 129: מאריון, polnisch marona, edle Kastanie. יאלוויץ, polnisch jalowiec, Wacholder. Verfasser citirt (auf Seite 131) R. Heschel, der bis 1655 Rabbiner in Krakau war, und Isaak aus Rzeszow (Seite 118), stand also polnischen Verhältnissen nahe, wenn er nicht gar selbst ein Pole war.

1908 S. 40 die Kempener Musikanten werden bereits zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erwähnt. Damals waren unter acht Musikern sechs Juden (Pietsch a. a. O.). 1834/35 war ein Musiker unter den naturalisierten Gemeindemitgliedern (Verzeichnis a. a. O. S. 78 ff.). Um 1864 betrug ihre Anzahl 26 (Mündliche Mitteilung eines ihrer Mitglieder). Von der musikalischen Begabung der ehemaligen Kempener berichten zwei Sagen. Die eine erzählt, daß dort früher jedem Neugeborenen eine Fiedel in die Wiege gelegt wurde, eine andere, daß in Kempen selbst die Ständer in der Synagoge mitsingen (Mündl. Mitteilung), und von ihrer Musikfreudigkeit ein Reisebrief aus dem Jahre 1797 (Histor. Monatsblätter für die Provinz Posen I 120). Von den Kempener Musikanten kursiert auch folgende drollige Erzählung. Sie traten einmal vor Napoleon III. in türkischen Kostümen und bewaffnet auf. Ihr Führer glaubte den Kaiser mit folgenden Worten beruhigen zu sollen: „Fürchten Sie sich nicht, Majestät! Wir sind ja keine wirklichen Türken — wir sind ja nur Kempener Musikanten“ (Berliner Morgen-Zeitung 18. Jahrg. Nr. 35 S. 1). Vgl. Mitteilungen 1908 S. 155.

Von einer anderen Ehre, die ihnen widerfuhr, zeugt noch folgende eigenhändige Beurkundung, die im Besitze eines derselben ist: „Pleiß, den 13. Decbr. 1873. Dem Musikus Hirsch Braun in Kempen bezeuge ich hiermit auf sein Ansuchen, daß derselbe mit seinen Kollegen Aron Singer, Moses Aaron, u. Samuel Friedländer — am 17. Novbr. d. J. bey Anwesenheit Seiner Kaiserlichen Königlichen Hoheit des Kronprinzen des deutschen Reichs u. von Preußen — u. unsrer Gäste, in meinem Jagdhause Promnitz musiciert hat.“ — Fürst Pleiß.

Bekannt waren auch die Schwersenzener Musikanten, von denen drei 1834/35 sich naturalisieren ließen (Verzeichnis S. 76 ff.). In Fraustadt werden zur selben Zeit unter den naturalisierten Gemeindemitgliedern zwei Kürschner und Musici genannt (das. S. 33 ff.). Auch in dem zu Anfang erwähnten Opatow werden in genannter Zeit jüdische Musikanten namhaft gemacht (אִי־יִשְׂרָאֵל a. a. O.).

Lang-wehu-rachum.

Ein Kartenspiel.

Dieses Spiel, das für zwei Partner bestimmt ist und das seinen Namen wohl davon trägt, daß es die Geduld der Spieler gewöhnlich auf die Probe stellt. Die 32 Karten werden an 2 Spieler verteilt; der eine beginnt die oberste Karte seines umgekehrt, also verdeckt gehaltenen Kartenpaketes aufzuschlagen, der andere folgt nach, usw. Jedes Rot ist Adout und nimmt alle aufliegenden Karten nachhause, die dann zu allerunterst untergebracht werden müssen. Das höhere Rot sticht, wenn sie zusammenkommen, das niedrige, 7 jedoch sticht die Ass und die allerhöchste Karte ist Eichel-Ober. Kommt nun aber eine Rot oder ein Eichel-Ober auf eine unmittelbar vorher ausgespielte gleichwertige Karte natürlich anderer Farbe zu liegen, so „pickt

sie“, d. h. zieht nicht nachhause, sondern bleibt liegen, das Spiel geht weiter und der Gegner kann sie event. einheimsen. Gewinner ist derjenige, der sämtliche Karten in seinen Besitz vereint.

Dr. A. Fürst, Szekesfehérvár.

Zeitschriften und Bücherschau.

Magyar Zsidó Szemle 1908 Nr. 4:

Perls bespricht den Wuchs der Juden zur Zeit des Talmud und führt Legionen von Beweisen an, bis er zum Resultat kommt, daß die hoch gewachsenen eine Höhe von 1.7 Meter, die Mittelwuchses 1.6 — 1.65 Meter, die kleineren Statur 1.6 erreichten. Darüber schrieb auch L. Blau M. Zs. Sz. (1893. Jhg. 369 und 633).

E. Vadász bespricht die Gebräuche am Szukkoth und manchen sich daran knüpfenden Volksglauben. So z. B. wird die *ירבה* getrocknet und das Wasser des ersten Bades eines neugeborenen Kindes damit gewärmt. *ירבה* wird in die Haddala-Büchse gegeben (bekannt). Ringe aus *ירבה* werden gegen Cholera angewendet. Der *ירבה* des Ethrog wird gegen Unfruchtbarkeit gebraucht.

Ferner beschreibt er die Gebräuche und den Aberglauben bei der Wöchnerin von der Geburt des Kindes bis zum *בדין*, wo natürlich das Hauptinteresse den Kindbett-Tafeln zufällt. Alle diese Gebräuche sind übrigens bekannt. Ein großer Fehler ist, daß Vadász seine Quellen nicht angibt, auf deren Grund man weiter arbeiten könnte, da er den Gegenstand bei weitem nicht erschöpft.

E. Vadász: Kümpöt-Tevelah, behandelt die bekannte Ikonolatrie. Moses Szofor wird aus dem 90. 91. 77. 72 Psalmen dargestellt, über dem Kopfe der 121 usw. Dies Bild wird auch als Kindbett-Tafel verwendet. Dann bespricht V. einige jüd. Redensarten, wie: *ricz-rajt*; *Lang vi döz golösz*; *trüllebar* (ein schwerfälliger Körper); *der tajt brauch kan nedan*; ferner: *rodes oder Boles*, ein spezielles jüd. Gebäck.

Davenen, will er von *דף*-blättern erklären. Metustus (verwirrt) stammt von *μαθυστος*.

„Dasz zach der rof nix vekzieht, zickt zach do Kile vek“ ist bekannt und wird mit Tatsachen illustriert. „Alle najrösz zen bovl“ (nach Ps. 120—134) *vau kan sir iz*, *dart zen ach kane majlösz* (*סירי דביעלית*) wird auf den Vortrag in der Jeschiba angewendet.

Die Geschichte der Sévö Kilez in Ungarn ist bekannt. Erschienen ist ferner das Jahrbuch des IMIT (Israelita Magyar Irodalmi Tarsulat), wo unter den verschiedenen Arbeiten zu erwähnen sind: B. Edelstein, die Eszter-Legende, wo er alle auf den Gegenstand Bezug habende Stellen aus den Midraschen kurz zusammenfaßt. Dasselbe behandelt L. Blau von kulturhistorischem Standpunkte aus. (Ein Characterbild des Tyrannen und seiner Umgebung im Gegensatz zu den Juden.) B. Heller, Sagen und Legenden über die Pharisäer. Eine treffliche Widerlegung des allgemeinen Vorurteils von der Scheinheitlichkeit und anderen Fehlern der Pharisäer. Von wissenschaftlichem Werte sind noch: I. Wellesz: R. Meir b. Baruch von Rothenburg, B. Mandel: Die Zustände der ungar. jüd. Schulen im 19. Jahrh. L. Kecskeméti: Die Wirkung der ersten Jahre des Exils auf den Glauben Israels.

Außerdem erschien daselbst der II. Band der „Geschichte der jüd. Literatur“ von A. Kecskeméti. Wir besitzen nun eine Gesch. der jüd. Liter. (2 Bände) in ungar. Sprache. Viel Raum wird der Jargon-Literatur eingeräumt. Verf. hätte lieber den Responsen, Tosafisten u. der Mystik mehr Aufmerksamkeit schenken sollen. Spinoza und Mendelssohn z. B. verdienen wohl einen Platz in der Gesch. der j. Lit., dürfen aber nicht mehr Weitläufigkeit beanspruchen als Maimuni. Hervorgehoben werden muß die glänzende Sprache und Gewissenhaftigkeit, mit welcher der V. arbeitete.

Dr. A. Löwinger, Szegedin.

Ethnographia 1908. Heft 1—5. Herausgegeben von Dr. Bernat Munkácsi und Dr. Gyula Sebestyén. Budapest Jhg. XIX. Diese Mitteilungen der Gesellschaft für ungarische Volkskunde bringen auch in diesem Jahrgange verschiedene lesenswerte und vortreffliche Abhandlungen, welche die jüdische Folkloristik interessieren.

1). Ed. Mahler, Der Glaube an die Unsterblichkeit bei den orientalischen Völkern des Altertums (s. 1—12.) 2) Bernát Heller, Die ung. Sagen, die an die Kifffhäusersage erinnern, wobei die Messiasagen des XII. Jahrhunderts berührt werden. 3) Ungarische Hausmedizin (s. 34) (über jüd. Volksmedizin schrieb der Herausgeber dieser Mitteilungen (V ff.). 4) Mahler (s. 170) bespricht Weber: Die Literatur der Babylonier und Assyrier. 5) Bernat Heller (s. 272) liefert Beiträge zur Fabel von den drei Höckerigen.

Auch andere Abhandlungen, wie die Berichte über die verschiedenen Gebräuche im Volke liefern bemerkenswerte Parallelen zur vergleichenden Volkskunde. So berichtet z. B. Baron Albert Nyári (s. 91 ff) über „die Totenseherin“ (halottlátó). Unter And. wird der Gebrauch, der auch bei den Juden vorzufinden ist, erwähnt, daß man das Weinen und Jammern im Gemache der Sterbenden verurteilt.

Dr. A. Marmorstein, Vinkovce.

Key, Ellen, Rahel. Aus d. Schwed. v. M. Franzos. Leipzig-R., E. Haberland, 1907.

Über keine Tochter aus jüdischem Stamme bietet die neueste Literatur so zahlreiche Skizzen und Monographien, wie über diese, wie die Verf. sie einschätzt, „größte Frau, die das Judentum hervorgebracht hat, für mich zugleich die größte Frau, die Deutschland seine Tochter nennen kann.“ Ist doch unmittelbar nach dieser Erscheinung noch eine weitere Biographie Rahels, der Gemahlin des österreichischen Thronfolgers gewidmet, zu verzeichnen. Das Buch ist, das gesteht es selbst ein, subjektiv gehalten. Es gibt uns ein gut Teil Ellen Key selbst. Wir kennen aber keine Charakteristik Rahels, die psychologisch und künstlerisch sich höher bewerten ließe. Besonders betont wird in allen Phasen der Einfluß der jüdischen Abstammung auf die Entwicklung der Heldin. „Rahel besaß die Grundzüge, die die großen Geister ihres Volkes auszeichnen: eine tiefe Sehnsucht nach unmittelbarem Leben in Wonne und Glanz, in Glut und Leidenschaft und eine ebenso tiefe Sehnsucht nach Wüstenstille, um über das Leben, seine Wege und Ziele nachzugrübeln“ (S. 15). „Ein jeder kennt — und viele anerkennen die Verstandesbegabung, die Schaffenskraft, den Wissensdurst des jüdischen Volkes, seine ausdauernde, zielbewußte Energie. Aber allzuwenig spricht man von dem Zuge, der doch dem, der jüdische Frauen und Männer aus nächster Nähe gesehen hat, am charakteristischsten erscheint: von der Liebeskraft, dem Brüderlichkeitssinne, der Hilfsbereitschaft, der Opferwilligkeit.“ (S. 17, vgl. S. 22.) Das Buch hat mit Recht überall warme Anerkennung gefunden.

R. S.

Goetz, A., Ballin, ein königlicher Kaufmann. Berlin u. Leipzig. H. Seemann Nachflgr., 1907. 77 S.

Den Verdiensten Ballins, des rührigen Direktors einer der größten Reedereien der Welt, u. a. um die Regelung des jüdischen Auswandererbetriebs, wird (S. 44) die gebührende Anerkennung gezollt.

R. S.

Freybe, A., Erdbestattung und Leichenverbrennung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1908. 136 S.

Der Verf. bekämpft vom konservativ-protestantischen Standpunkt aus die Leichenverbrennung und die Beteiligung der Geistlichen in solchen Fällen. Er sieht in der Erdbestattung eine von Gott gesetzte uralte Ordnung, die zur Volkssitte geworden und auch aus diesem Grunde durchaus beizubehalten ist. Die Einwände der Gegner sucht er mit Hilfe wissenschaftlicher Kritik zu entkräften. Neben den Referaten über die Stellungnahme der katholischen und der protestantischen Kirche vermißt man einen Bericht über das Verhalten jüdischer Kreise dieser wichtigen Frage gegenüber. Es handelt sich in der Tat um einen für die Erhaltung auch der jüdischen Volkssitte hochbedeutsamen Gegenstand.

R. S.